

AUSGABE 15 | 2013

JUNGE AKADEMIE MAGAZIN

DOSSIER

Bindungen – Über Wissenschaft, Liebe und Zusammenhalt

KOMMENTAR

Personalstruktur und Forschungsdienlichkeit des Universitätssystems

AUS DER ARBEIT

AG-Berichte, Publikationen, Junge Akademien weltweit

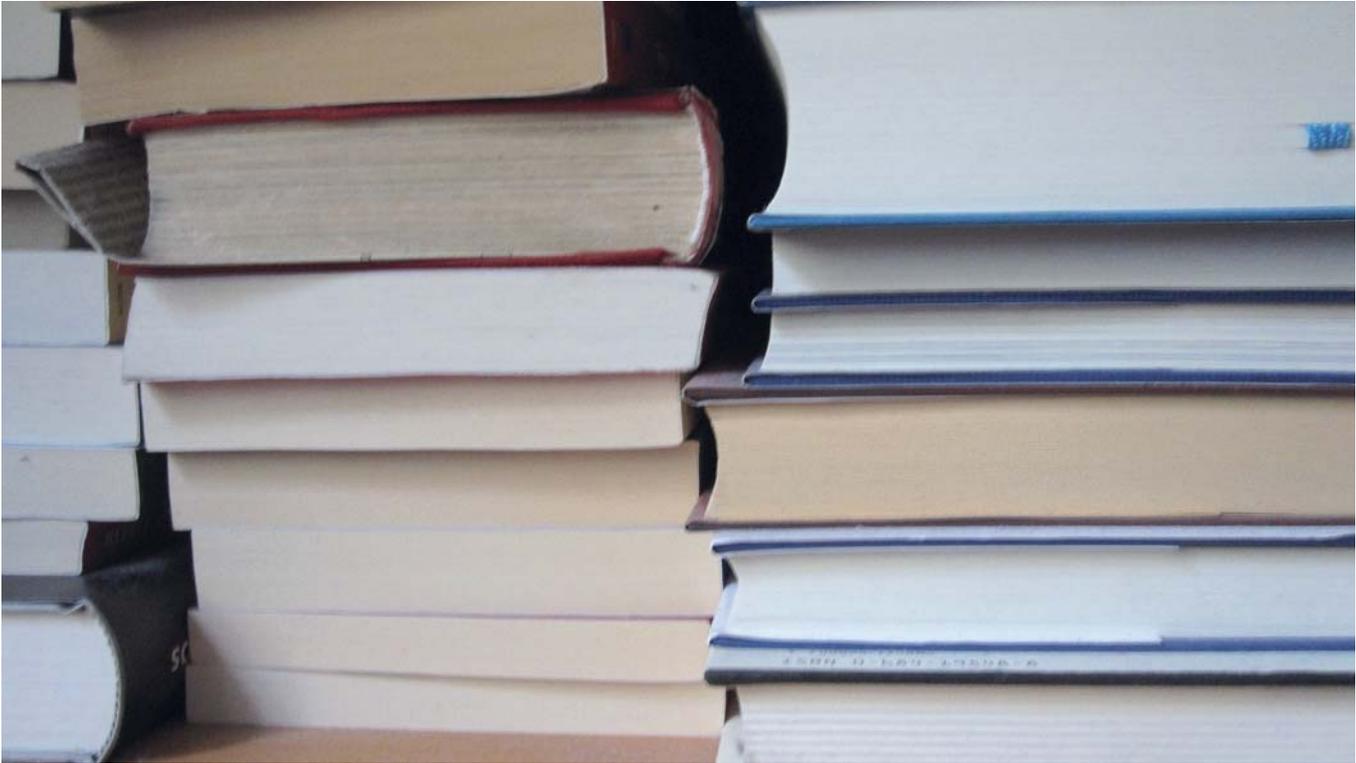


DIE JUNGE AKADEMIE

Die Junge Akademie wurde im Jahr 2000 als gemeinsames Projekt der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (BBAW) und der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina gegründet. Sie ist weltweit die erste Akademie des wissenschaftlichen Nachwuchses. Die Junge Akademie wird gemeinsam von BBAW und Leopoldina getragen. Seit 2011 ist sie unter maßgeblicher Unterstützung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung verstetigt und administrativ dauerhaft im Haushalt der Leopoldina verankert. Ihre fünfzig Mitglieder, Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler aus dem deutschsprachigen Raum, widmen sich dem interdisziplinären Diskurs und engagieren sich an der Schnittstelle von Wissenschaft und Gesellschaft.

INHALT

	2	IMPRESSUM
	3	EDITORIAL
Dossier		BINDUNGEN – ÜBER WISSENSCHAFT, LIEBE UND ZUSAMMENHALT
	4	DIE LIEBE UND DIE WISSENSCHAFT
	12	KARRIERE FÜR ZWEI
	14	Globale Verflechtungen
	16	DAS UNIVERSUM UND WIR
	21	BINDUNG UM DER FREIHEIT WILLEN
	24	POLITIK MIT ANDEREN MITTELN?
	26	ALMA MATER
JA aktiv	28	PREISE + AUSZEICHNUNGEN
Arbeitsgruppen	30	MUSIK UND IDENTITÄT Eine interdisziplinäre Tagung der AG Klang(welten) in Paris zeigt die vielfältigen Bezüge zwischen Klang und kultureller Identität auf
	32	AUF DEM WEG IN DIE POST-PLAGIAT-ÄRA? Die Wissenschaft braucht originelle Ideen – ohne immer zu wissen, was genau das ist. Antworten suchte die AG Wieso SoWi?
Kommentar	34	Personalstruktur und Forschungsdienlichkeit des Universitätssystems
JA aktiv	36	TERMINE
	37	PUBLIKATIONEN 2012/2013
Internationales	38	ZUSAMMENARBEIT ÜBER GRENZEN HINWEG Als älteste ihrer Art wurde die Junge Akademie zum Vorbild für ähnliche Einrichtungen, mit denen sie heute bei zahlreichen Projekten kooperiert
Zu guter Letzt	40	WAS MACHT EIGENTLICH ... Hildegard Westphal?



Bindungen: stehen oft nicht im Fokus, spielen aber trotzdem eine tragende Rolle für das Leben und die Arbeit von Wissenschaftlern.

IMPRESSUM

Herausgeberschaft

Die Junge Akademie
an der
Berlin-Brandenburgischen
Akademie der Wissenschaften
und der
Deutschen Akademie
der Naturforscher Leopoldina

Redaktionsteam

Evelyn Runge
Lisa Kaltenegger
Cornelis Menke
Klaus Oschema
Anna Wienhard
Text und Koordination
Katharina Bröcker

Ulrich Pontes

Evelyn Runge
Titelfoto
Evelyn Runge
Gestaltung
Wiebke Genzmer
Druck
Medialis Offsetdruck, Berlin

Auflage

2.000 Exemplare
April 2013
© Die Junge Akademie
ISSN 1863-0367
www.diejungeakademie.de

EDITORIAL

Wie dicht das Weltall und die Wissenschaft wirklich zusammenhängen, zeigt diese Ausgabe des Junge Akademie Magazins: Das Dossier untersucht Bindungen fast aller Art – soziale, transnationale, außerirdische. Allein im Jahr 2012 reisten 43 Mitglieder und Alumni der Jungen Akademie 1.082.500 Kilometer. Das ist etwa so viel wie die Strecke von der Erde zum Mond und zurück. Dies ist nur eine Erkenntnis aus einer Umfrage der Jungen Akademie zu Mobilität, Liebe und Wissenschaft. Die Mobilität, die für eine Karriere in der Wissenschaft gefordert wird, beschreiben gut 70 Prozent der Umfrageteilnehmer als Belastung; die Liebe zu Partner und Familie und die Liebe zur Wissenschaft werden meist als komplementär oder Balanceakt empfunden. Die Ergebnisse der Umfrage finden Sie ab Seite 4. Dass familiäre Bindungen mitunter wichtiger sein können als permanentes Berufsreisen, zeigt das Porträt der Göttinger Theologin Katharina Heyden.

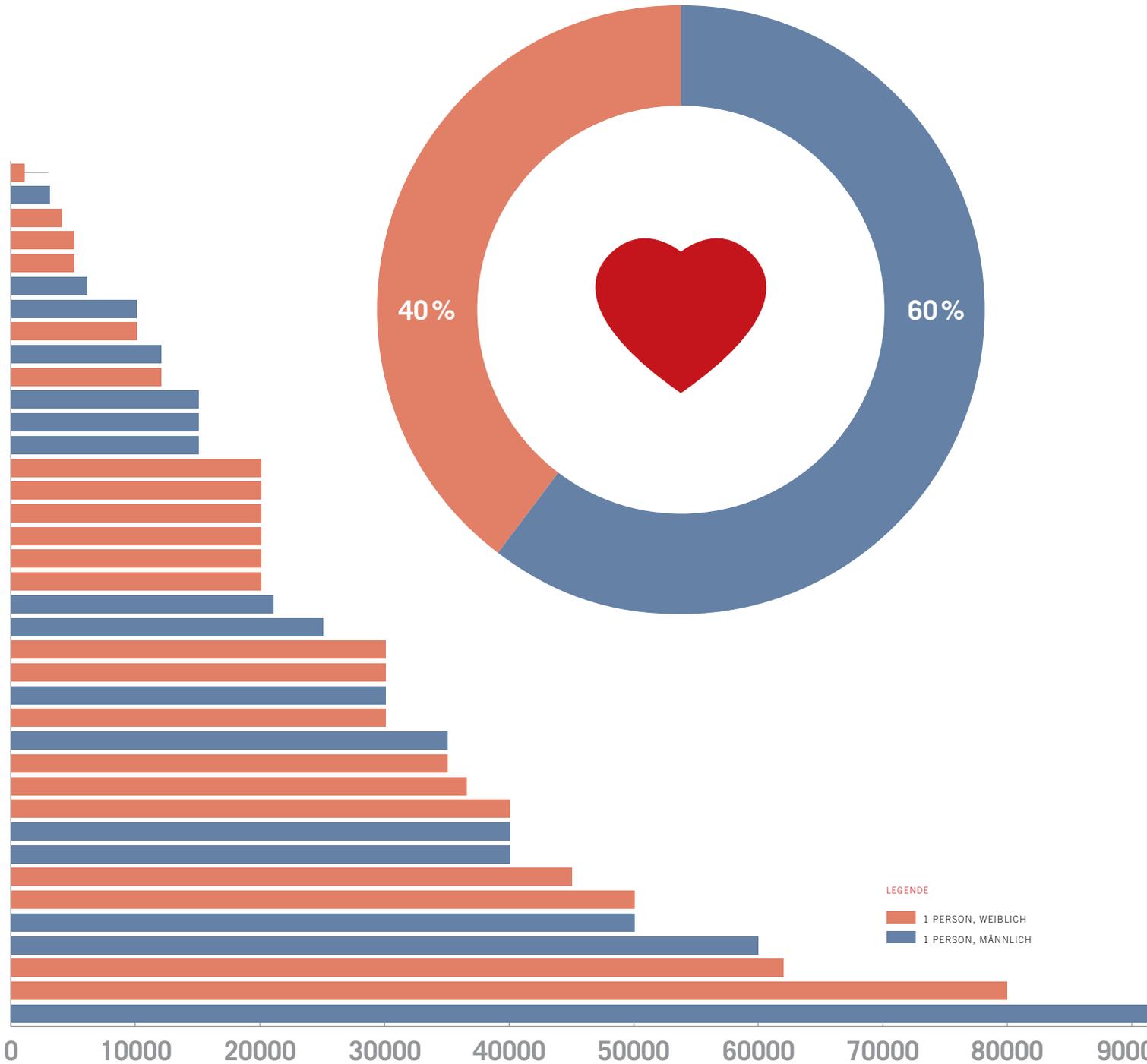
Die Soziologin Magdalena Nowicka berichtet ab Seite 14 aus ihrer Forschung, wie die Globalisierung Strukturen verändert – im Warentausch, in Beziehungen und Geschlechterrollen –, und der Historiker Klaus Oschema beschreibt ab Seite 24, was Freundschaft im Mittelalter bedeutet hat. Berufliche Netzwerke sind Bindungen anderer Art als private – oder gar als die zwischen den Menschen und der Position der Erde im Weltall. Die Physikerinnen Julia Tjus und Lisa Kaltenegger diskutieren mit dem Musikwissenschaftler und Komponisten Gordon Kampe darüber, inwiefern wir uns fremden Lebensformen auf anderen Planeten verbunden fühlen, und welche Rolle Religion, Illustrationen und Pfefferminztee bei der Forschung spielen: nachzulesen ab Seite 16.

Darüber hinaus finden Sie Berichte aus der Arbeit der Jungen Akademie: Die AG Klang(welten) beschäftigte sich in Paris mit Theorien und Modellen kultureller Identitätsstiftung, die AG Wieso SoWi? fragte in Berlin nach den Kriterien für originelle Ideen, und Cornelis Menke kommentiert die Personalstrukturen des deutschen Universitätssystems.

Viel Freude beim Lesen wünscht Ihnen im Namen des Redaktionsteams
Evelyn Runge

GESCHLECHTERVERTEILUNG DER UMFRAGETEILNEHMER

26 Frauen
17 Männer



LEGENDE
1 PERSON, WEIBLICH
1 PERSON, MÄNNLICH

DIE LIEBE UND DIE WISSENSCHAFT

Zerrissen zwischen Familie und Beruf? Eine Umfrage der Jungen Akademie zum Thema Mobilität

TEXT ULRICH PONTES

Mobilität ist ein Thema, das die Mitglieder der Jungen Akademie verbindet wie kaum ein anderes – sieht man einmal von den satzungsgemäßen Prioritäten der Akademie ab, dem Interesse für Interdisziplinäres und dem Engagement an der Schnittstelle von Wissenschaft und Gesellschaft. Konferenzen, Forschungsaufenthalte im Ausland, Arbeitsstellen fernab vom privaten Lebensmittelpunkt: Eine Karriere in der Wissenschaft ist ohne Mobilität nicht denkbar.

Aber was genau bedeutet das für die Betroffenen? Wie wirken sich Reisen, Umzüge, regelmäßiges Pendeln auf ihre partnerschaftlichen und familiären Bindungen aus, oder prägnanter: Lassen sich Wissenschaft und Liebe miteinander vereinbaren – und wenn ja, zu welchem Preis? Um diesen Fragen einmal anders als auf der Ebene persönlichen Erfahrungsaustauschs nachzugehen, hat die Junge Akademie eine Umfrage gestartet. Konkreter Anlass war der diesjährige „Salon Sophie Charlotte“: Die öffentliche Jahresauftaktveranstaltung der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, an der sich die Junge Akademie traditionell mit einem eigenen Projekt beteiligt, stand 2013 unter dem Motto „Die Wissenschaft und die Liebe“. Dort wurden die hier abgedruckten Ergebnisse erstmals der Öffentlichkeit präsentiert.

WIE VIELE KILOMETER BIST DU IM VERGANGENEN JAHR INSGESAMT GEREIST?

Alle 43 Personen, die an der Umfrage teilnahmen, gaben an, wegen ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit regelmäßig, insbesondere zu Tagungen und Konferenzen zu reisen. Insgesamt legten die Teilnehmer dabei im vergangenen Jahr 1.082.500 km zurück – und das überwiegend mit der Deutschen Bahn. Zusammen sind sie von der Erde bis zum Mond und wieder zurück gereist. Deutschland haben sie 288-mal entlang seiner Grenzen umfahren. Zehn Teilnehmer haben es einmal um die ganze Erde geschafft, zwei Teilnehmer zweimal und ein Teilnehmer fast dreimal. Im Durchschnitt ist jeder Teilnehmer im vergangenen Jahr 28.487 km gereist.

Aufgerufen, die 45 Fragen der Umfrage zu beantworten, waren Mitglieder und Alumni der Jungen Akademie; 26 Frauen und 17 Männer beteiligten sich. Repräsentativ für Nachwuchswissenschaftler sind die Ergebnisse also nicht, aufschlussreich aber trotzdem. So berichtet etwa Giesela Rühl, eine der Initiatorinnen der Umfrage – die in hohem Maße selbst mit dem Thema Mobilität zu kämpfen hat, wie ihr Statement (Seite 8) zeigt –, von neu gewonnenen Erkenntnissen: „Wir wussten ja, dass wir alle viel reisen – aber das schiere Ausmaß hat uns dann doch überrascht. Einige haben von ihrer Kilometerleistung her in den vergangenen zwölf Monaten gleich mehrfach die Erde umrundet!“ Zudem sei deutlich geworden, dass die große Mehrheit die Mobilität zwar als Belastung empfinde, ihr aber dennoch auch manches Gute abgewinnen könne und zumindest auf das gelegentliche Reisen nicht verzichten wolle. Für die Betroffenen sei aber vermutlich eine dritte Erkenntnis die wichtigste, sagt Giesela Rühl: „Zu sehen, dass man mit diesem verrückten Lebensmodell nicht alleine ist.“ Das sei beruhigend, einerseits. „Andererseits ist es natürlich auch erschreckend, dass das Ganze gewissermaßen System hat.“

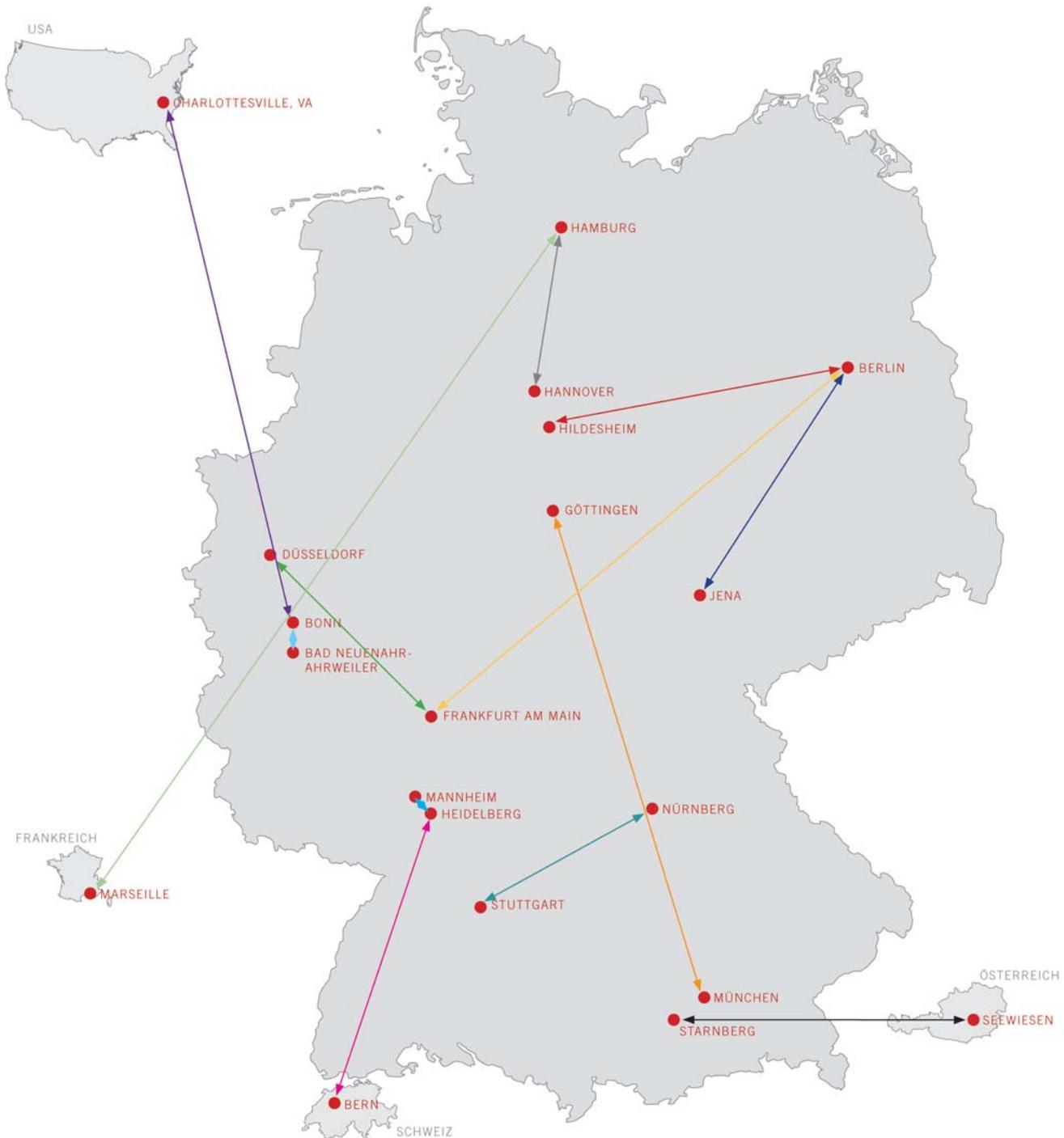
00 100000 110000 120000 km



ARBEITEST DU AN DEM ORT, AN DEM DU WOHNST?

Von den 43 Personen, die an der Umfrage teilnahmen, gaben 13 an, nicht an dem Ort zu wohnen, an dem sie arbeiten.

Auf der Karte stellen wir dar, welche Strecken unsere Pendler regelmäßig zwischen ihrem Wohn- und Arbeitsort zurücklegen.



PROFILE DER PENDLER

	Geschlecht	Alter	Beziehung	Kind/-er (Alter)	Wohnort	Arbeitsort
	w	36	Ja	2 (4, 2)	München	Göttingen
	w	34	Ja	-	Berlin	Hildesheim
	w	35	Ja	-	Düsseldorf	Frankfurt/Main
	w	35	Ja	1 (1)	Mannheim	Heidelberg
	w	39	Nein	-	Nürnberg	Stuttgart
	w	38	Ja	2 (3, 1)	Berlin	Jena
	m	41	Ja	1 (5)	Starnberg	Seewiesen
	m	40	Ja	-	Bern	Heidelberg
	m	39	Ja	1 (5)	Berlin	Berlin, Frankfurt/Main
	w	49	Ja	2 (16, 13)	Hamburg	Marseille/Frankreich
	m	43	Ja	1 (9)	Bonn	Bad Neuenahr-Ahrweiler
	w	34	Ja	2 (5, 3)	Hamburg	Hamburg, Hannover
	m	33	Ja	2 (6, 3)	Bonn	Bonn, Charlottesville/USA

Durchschnittliche Entfernung von Arbeits- und Wohnort -----> 367 km

Durchschnittliche Anzahl der Übernachtungen am Arbeitsort im Semester -----> 3,6 Nächte

Durchschnittliche Dauer des Pendelns -----> 4,5 Jahre

„Manchmal muss man zaubern“

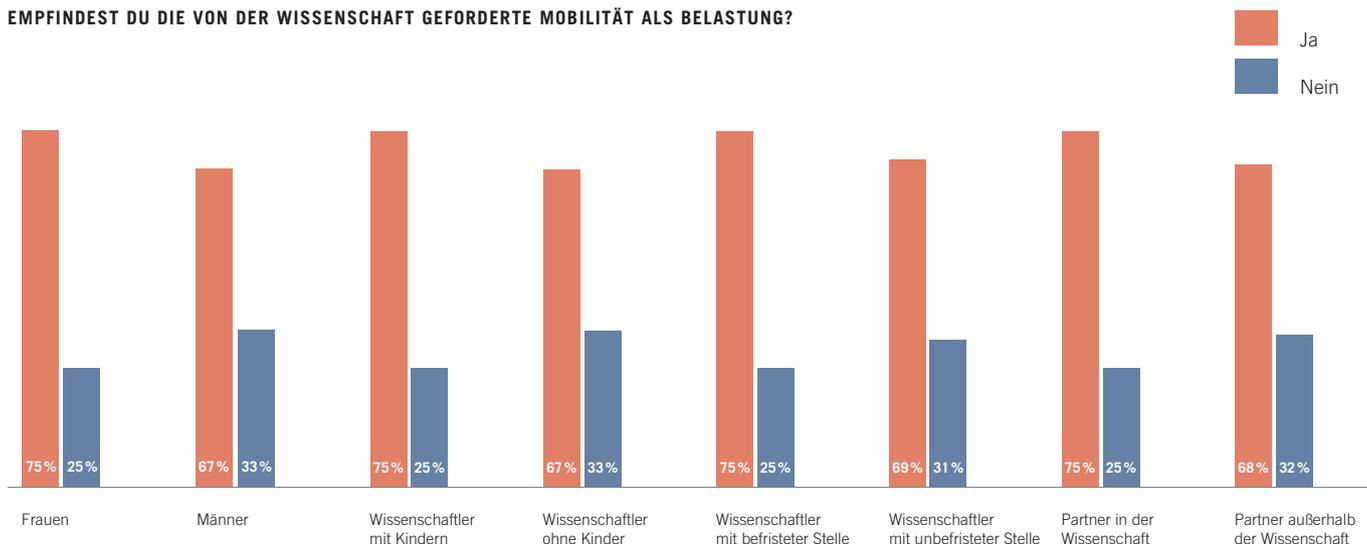
Giesela Rühl, Juraprofessorin und Mitinitiatorin der Umfrage

PROTOKOLL ULRICH PONTES

Das Thema Wissenschaft, Liebe und Mobilität betrifft mich persönlich gleich in mehrfacher Hinsicht. Zunächst einmal gehöre ich zu den Berufspendlern. Ich wohne mit meinem Mann und meinen zwei Kindern in Berlin, arbeite aber an der Universität Jena. Ich sitze deshalb – zumindest im Semester – regelmäßig zwei bis drei Mal in der Woche im Zug. Da ich mich fachlich in erster Linie mit den internationalen Dimensionen des Rechts beschäftige, muss ich darüber hinaus regelmäßig zu Konferenzen oder Vorträgen ins Ausland reisen. Hinzu kommt, dass auch mein Mann als Unternehmensberater beruflich viel unterwegs ist. Mobilität ist deshalb ein nicht wegzudenkender Teil meines Alltags – ebenso wie die damit einhergehenden Herausforderungen für Partnerschaft und Familie.

Als Belastung empfinde ich Mobilität – ebenso wie die meisten Teilnehmer der Umfrage – nur teilweise: Reisen zu Konferenzen zum Beispiel finde ich gar nicht schlimm. Im Gegenteil: Ich kann die Zeit, in der ich alleine unterwegs bin, sehr genießen. Da treffe ich andere Leute, erhalte neue Anregungen. Etwas anderes ist das Pendeln: Morgens hin, abends zurück, jeweils zweieinhalb Stunden Zugfahrt. Das finde ich nicht nur physisch, sondern auch emotional anstrengend. Richtig schwierig wird es aber, wenn die Kinder krank sind und nicht in die Kita können. An diesen Tagen brennt es an allen Ecken und Enden. Und wenn die Großeltern nicht einspringen können, müssen wir jeweils im Einzelfall sehen, wie wir alles unter einen Hut bekommen. Manchmal hilft nur noch eines weiter – zaubern.

EMPFINDEST DU DIE VON DER WISSENSCHAFT GEFORDERTE MOBILITÄT ALS BELASTUNG?





WAS BEDEUTET DIE VON DER WISSENSCHAFT GEFORDERTE MOBILITÄT FÜR DICH, DEINE PARTNERSCHAFT UND DEINE FAMILIE?

Alle Teilnehmer der Umfrage betrachten die von der Wissenschaft geforderte Mobilität als große Herausforderung. Allerdings haben sie vielfältige Strategien entwickelt, um diese Herausforderungen zu meistern und die Liebe zur Wissenschaft mit der Liebe zum Partner und zur Familie zu vereinbaren. Nicht zuletzt deswegen sind die meisten Teilnehmer zumindest unter dem Gesichtspunkt der Mobilität mit ihrer Situation im Großen und Ganzen nicht unzufrieden.

Genießt du es auch, nicht zu Hause zu sein? Wenn ja, warum?

„Ich kann lange arbeiten, ohne ein schlechtes Gewissen zu haben, weil jemand auf mich wartet.“

„Ich genieße den Wechsel zwischen intensiver Familienzeit und intensiver Arbeitszeit, ebenso den Wechsel zwischen Beziehungsleben und ein klein wenig selbstbezogener Zeit.“

„Ich gehe regelmäßig aus.“

„Ich kann durchschlafen.“

„Reisen bildet.“

Wie erhältst du die Liebe zu deinem Partner trotz der Mobilität aufrecht?

„Wir respektieren uns und erkennen unsere Kompetenzen an: in Bezug auf Kindererziehung, Haushaltsführung, usw. Wir telefonieren nicht zu oft, wir überlassen dem anderen die Führung.“

„Er stellt meine Forschung nicht infrage. Wir telefonieren. Wir verbringen unsere freie Zeit miteinander und genießen diese.“

„Damit mein langjähriger Partner mich auf einen mehrjährigen Auslandsaufenthalt begleiten konnte, haben wir geheiratet – aus Liebe, aber eben auch für das Visum!“

„Tägliche Telefonate, ich habe meiner Partnerin Bücher vorgelesen, z. B. den Hobbit und den gesamten Herrn der Ringe.“

Im Hinblick auf die Liebe zu deinem Partner ist die Liebe zur Wissenschaft für dich ...?

„... ein Balanceakt. Zwischen Selbstbezogenheit und der Beziehung.“

„... wahrscheinlich genauso wichtig – das Verhältnis bewegt sich in Wellen ...“

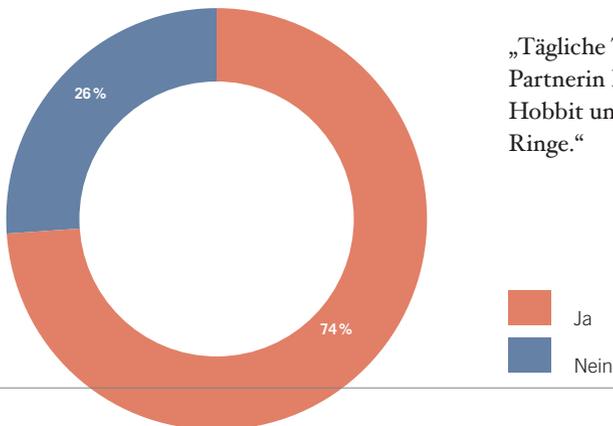
„... etwas ganz anderes!“

„... komplementär und Quell von positiver Energie.“

„... nicht zu vergleichen. Keine von beiden Lieben würde ohne die andere funktionieren; man sollte nicht die eine Liebe für die andere opfern.“

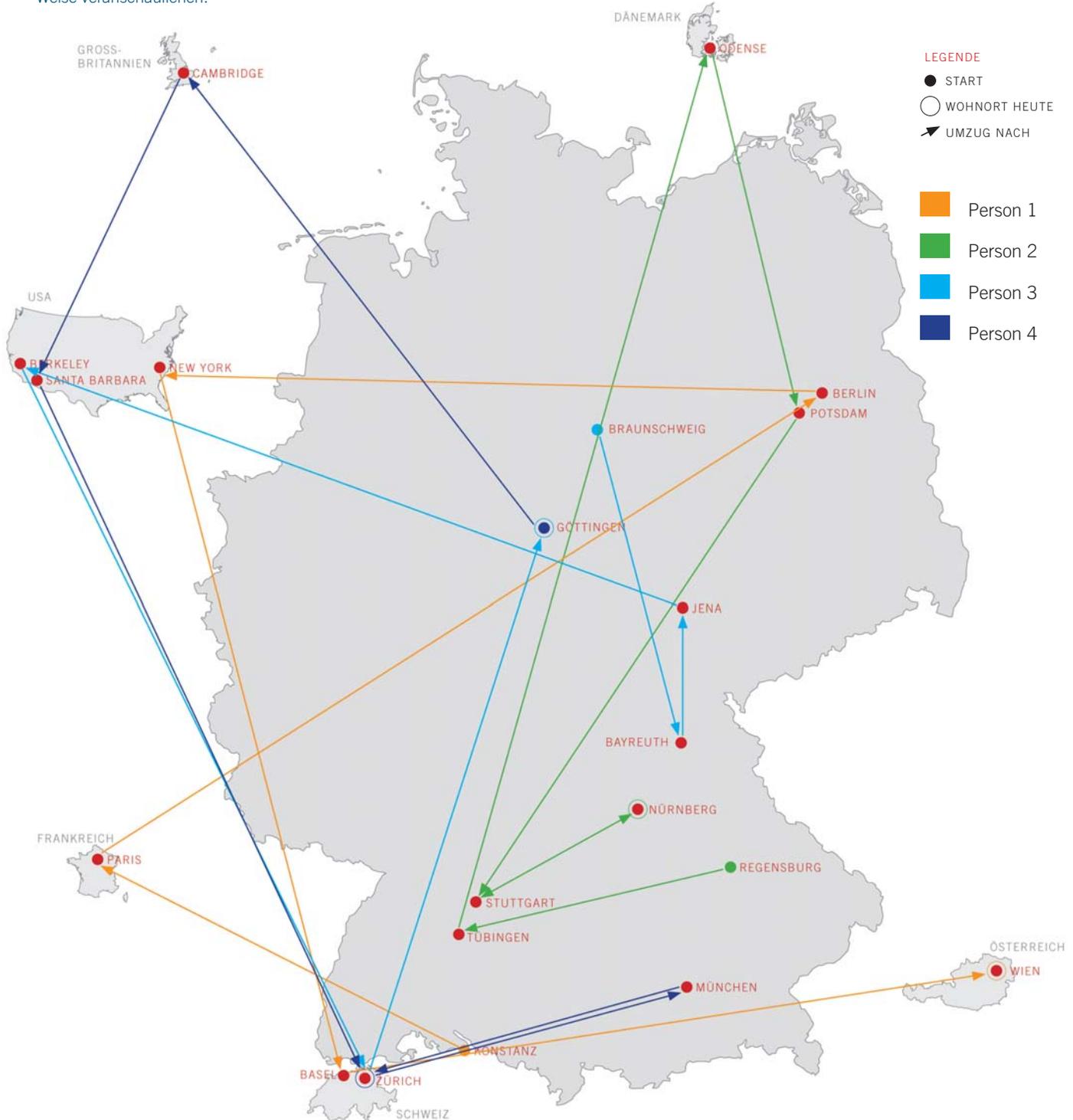
„... vielleicht genau so bedeutend, aber auf ganz andere Weise ... Auf jeden Fall hält Wissenschaft nicht warm und wird auch nicht von sich aus unterstützend aktiv, oder?“

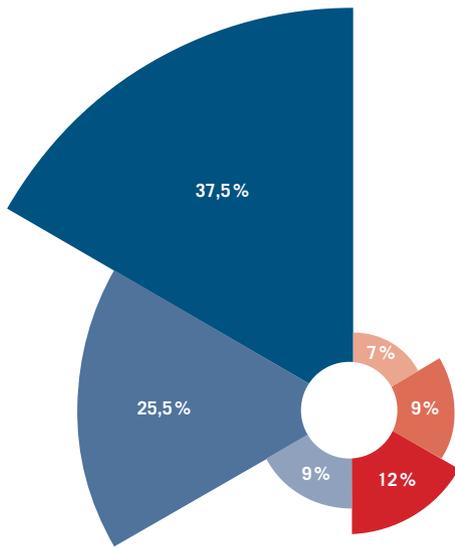
„... etwas vollkommen anderes, aber beides kann begeistern und beflügeln.“



WIE OFT BIST DU WEGEN DEINER WISSENSCHAFTLICHEN TÄTIGKEIT UMGEZOGEN?

Von den 43 Personen, die an der Umfrage teilnahmen, gaben 40 an, wegen ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit mindestens ein Mal umgezogen zu sein. 16 Personen gaben an, fünf Mal den Wohnort gewechselt zu haben. Auf der Karte präsentieren wir vier Beispiele, die die Mobilität der befragten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in besonders eindrücklicher Weise veranschaulichen.



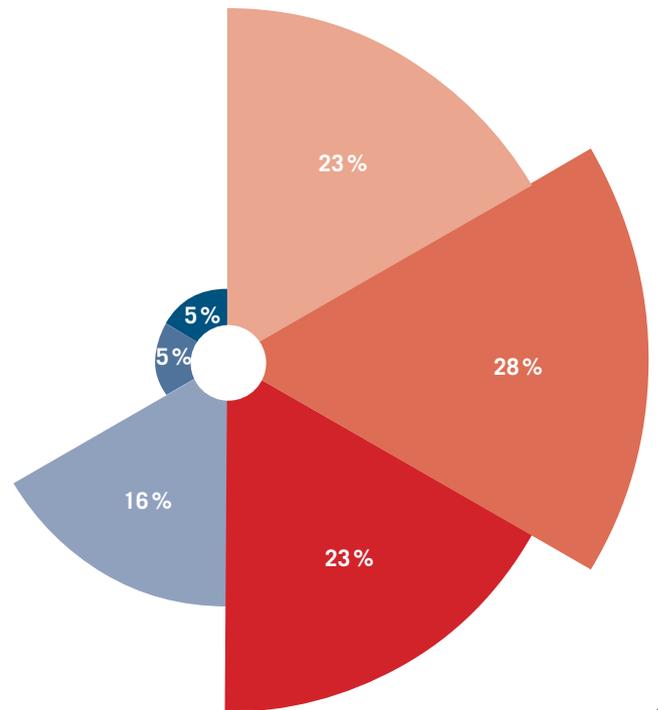


UMZÜGE INSGESAMT

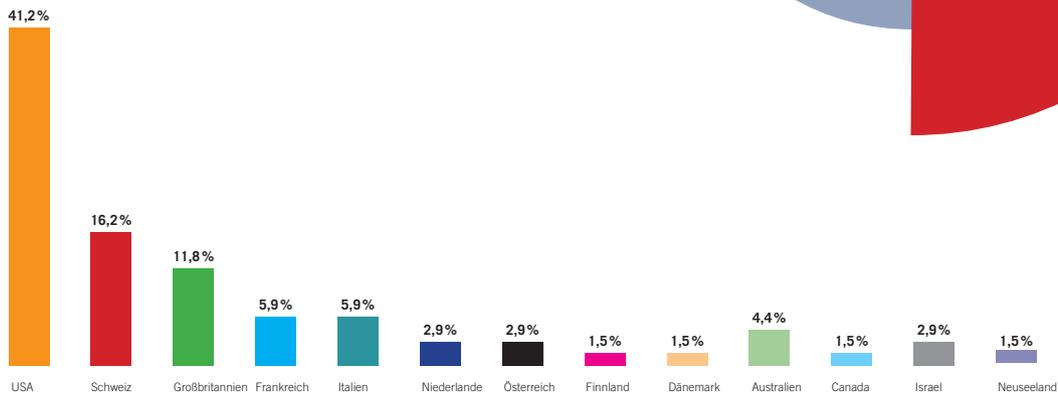
- 0 Mal, 7% (3 Teilnehmer)
- 1 Mal, 9% (4 Teilnehmer)
- 2 Mal, 12% (5 Teilnehmer)
- 3 Mal, 9% (4 Teilnehmer)
- 4 Mal, 25,5% (11 Teilnehmer)
- 5 Mal, 37,5% (16 Teilnehmer)

UMZÜGE INS AUSLAND

- 0 Mal, 23% (10 Teilnehmer)
- 1 Mal, 28% (12 Teilnehmer)
- 2 Mal, 23% (10 Teilnehmer)
- 3 Mal, 16% (7 Teilnehmer)
- 4 Mal, 5% (2 Teilnehmer)
- 5 Mal, 5% (2 Teilnehmer)



BELIEBTESTE ZIELLÄNDER



KARRIERE FÜR ZWEI

Wenn die Arbeit des Partners dem Ruf auf eine Professur entgegensteht:
Eine Dual-Career-Beraterin über Chancen und Grenzen ihrer Arbeit

INTERVIEW ULRICH PONTES



JAM: Frau Reinisch, Sie leiten die Dual-Career-Beratungsstelle an der Uni Potsdam – wie muss man sich die Arbeit vorstellen?

Charlotte Reinisch: Die Aufgabe besteht darin, die Partner neuer Professorinnen und Professoren bei der Jobsuche zu unterstützen. Dafür sondieren wir den Arbeitsmarkt hier in der Region, stellen Kontakte zu Netzwerkpartnern und damit potenziellen Arbeitgebern her, vermitteln falls nötig Sprachkurse, geben Tipps zu Lebensläufen und Bewerbungsanschreiben. Darüber hinaus bin ich aber auch die erste Ansprechperson für die Herausforderungen, die der Umzug mit sich bringt. Ich helfe also im Sinne eines Relocation-Services dabei, Übergangswohnungen und Kinderbetreuungsmöglichkeiten vor Ort zu finden.

JAM: Die Arbeitsmöglichkeiten für den Partner sind vermutlich manchmal ein wichtiger Faktor bei Berufungen?

Charlotte Reinisch: Ja, der Erfolg vieler Berufungen hängt immer stärker davon ab. Entsprechend treten wir mit den Kandidatinnen und Kandidaten normalerweise schon während der Berufungsverhandlungen in Kontakt.

JAM: Wie groß sind denn die Erfolgsaussichten?

Charlotte Reinisch: Das kommt ganz darauf an, in welchem Gebiet die Partnerin oder der Partner arbeitet und wie der regionale Arbeitsmarkt vor Ort aussieht. Ich hatte schon den optimalen Fall, dass die Partnerin einen zweitägigen Marathon an von meiner Servicestelle vermittelten Bewerbungsgesprächen absolvierte, während die Uni noch Berufungsverhandlungen mit dem Mann führte. Es gibt aber auch schwierige Fälle. Schließlich ist der Arbeitsmarkt in Berlin-Brandenburg nicht einfach:



Es gibt hier fast nur befristete Stellen, viel gut ausgebildete Konkurrenz und Gehälter, die teilweise niedriger sind als etwa in süddeutschen Städten. Fakt ist, dass uns keine Gelder zur Verfügung stehen, um Stellen für Partner zu schaffen, wie es in den USA bei manchen Hochschulen der Fall ist.

JAM: Sodass Ihre Unterstützung auch nicht immer verhindern kann, dass der Partner dann doch zurückbleibt und der Neuberufene pendelt?

Charlotte Reinisch: Gerade für sehr junge oder auch für Paare jenseits der 50 kann das Pendeln gegebenenfalls noch eine Option sein. Aber meistens haben wir es mit jüngeren Familien zu tun, und dann kommt Pendeln verständlicherweise oft gar nicht infrage. Andererseits bedeutet ein Umzug in vielen Fällen, dass der Partner beruflich eventuell, je nach Arbeitsmöglichkeiten vor Ort, zunächst einmal schlechter gestellt ist als vorher, während der oder die Neuberufene hier an der Uni einen großen Karriereschritt macht. Ob das Paar damit umgehen will und kann, ist eine schwierige und individuelle Entscheidung, bei der wir auch nicht wirklich helfen können.

JAM: Ihr Partner ist Wissenschaftler, und Sie beide haben zuvor in der Schweiz gelebt und gearbeitet. Sind Sie selbst dank einer Dual-Career-Beratung auf Ihrem jetzigen Posten gelandet?

Charlotte Reinisch: Nein, zu diesem Zeitpunkt gab es in der Region Berlin-Brandenburg noch keine Unterstützung für Dual-Career-Paare. Mein Partner hatte ein attraktives Angebot in Berlin, und damals hatte die Uni Potsdam gerade eine Stelle zum Aufbau dieser Beratungsstelle ausgeschrieben. Darauf habe ich mich dann beworben. Insofern hat mich ein eigener Dual-



DIE SOZIALWISSENSCHAFTLERIN

Charlotte Reinisch leitet die „Servicestelle Coaching für Neuberufene“ an der Universität Potsdam. Zudem ist die Lebensgefährtin von JA-Mitglied Marc Helbling Sprecherin des Dual-Career-Netzwerks Deutschland, in dem über 30 Hochschulen zusammengeschlossen sind.

Career-Hintergrund zur Dual-Career-Beraterin gemacht. Das hilft natürlich. Aus der Schweiz, also aus dem Nicht-EU-Ausland, hierherzuziehen; in eine gewisse Unsicherheit zu gehen, weil es sich zu Beginn um ein Pilotprojekt handelte, das auch hätte scheitern können – ich weiß, was Dual-Career-Paare durchmachen und wie schwierig solche Entscheidungen sind. Diese Erfahrung kann ich in der Beratung weitergeben.



GLOBALE VERFLECHTUNGEN

Transnationale Bindungen prägen das Leben in der globalisierten Welt

TEXT MAGDALENA NOWICKA

Wo er sich zuhause fühlt, weiß Wojtek längst nicht mehr. Als er in seiner Heimatstadt in Polen in einer Druckerei arbeitete, verdiente er in Deutschland schwarz dazu. Dieses Geld investierte er in den Aufbau einer eigenen Firma. Als die in Konkurs ging, wanderte er in die USA aus. Er kam zurück nach Polen wegen der Liebe, die aber in die Brüche ging. Dann bewarb er sich um politisches Asyl in Deutschland. Später, da war er deutscher Staatsbürger geworden, war er einige Jahre arbeitslos, lebte von Sozialhilfe und fing an, illegal in Polen zu jobben. Als Polen Teil der Europäischen Union wurde, registrierte er sich in Deutschland als Selbstständiger. Er arbeitet seitdem legal in der Baubranche, erhält aber zusätzlich Leistungen einer polnischen Berufsunfähigkeitsversicherung. Jetzt plant Wojtek, nach Dänemark auszuwandern. Er sagt: „Im Kopf bin ich die ganze Zeit unterwegs.“ Er akklimatisierte sich überall schnell, fand aber gerade in Deutschland keine Freunde, weil „die kulturellen Unterschiede zu groß sind“. Dafür pflegt er den Kontakt zu Freunden in Polen. Er träumt von einem Ponyhof dort und möchte neben seiner Oma begraben werden.

Tolga kommt aus der Türkei. Sie promoviert in den USA, wo auch ihre Schwester und ihre Mutter wohnen, und arbeitet für eine internationale Entwicklungshilfeorganisation. Dabei lernte sie ihren Mann kennen – er ist Belgier. Seit zwei Jahren wohnen sie mit ihren zwei Kindern in Polen, wo ihr Mann gerade arbeitet. Die Sommerferien verbringen sie in den USA, damit die Kinder wieder richtig Englisch lernen, im Winter besuchen sie seine Familie in Belgien. Die Kinder, die Flämisch und Türkisch sprechen, besuchen eine amerikanische Kita in Warschau, die ukrainische Nanny zuhause hat ihnen Ukrainisch beigebracht. Sie wissen nicht, wo sie in paar Jahren wohnen werden, alles hängt vom Arbeitgeber ab. Das Haus in den USA werden sie jedoch behalten, um einen festen Anker zu haben, erzählt Tolga. Die internationale Organisation, für die Tolga und ihr Mann

arbeiten, ist eine von vielen, deren Bedeutung in den letzten Jahrzehnten enorm gestiegen ist. Für diese Organisationen ist es charakteristisch, bei ihren Projekten engen Kontakt mit der Bevölkerung zu pflegen und die Arbeit vor Ort zu koordinieren. Von den Mitarbeitern fordert das Mobilität. Ihr Wissen und ihre Erfahrung aus einer Region sollen dann auf einem anderen Kontinent angewendet werden. Die Organisation und die Hilfspfänger profitieren davon – für Tolga bedeutet es Trennung von der Familie, die sie mit häufigen Reisen, Telefonaten und per Internet zu kompensieren versucht.

Wojtek fährt einen VW, ein Auto, das den wirtschaftlichen Erfolg Deutschlands symbolisiert. Den Erfolg verdankt der VW-Konzern der Internationalisierung der Herstellung: Bereits ab den 1970er Jahren übernahmen ausländische Filialen, die zuvor nur dem Vertrieb dienten, einen Teil der Produktion. Sie gewannen Autonomie vom Mutterkonzern, was niedrigere Kosten und bessere Anpassung an die Absatzmärkte garantierte.

Was diese vier der aktuellen Forschung entnommen Geschichten verbindet – Wojteks bewegte Laufbahn, Tolgas interkulturelle Familie, die Entwicklung der internationalen Organisationen und die Restrukturierung des deutschen Autoherstellers –, firmiert unter dem Schlagwort „Transnationalisierung“. Der Begriff wird in den Sozialwissenschaften benutzt, um bestimmte Formen der politischen, wirtschaftlichen, organisatorischen und sozialen Beziehungen zu beschreiben, die sich zwischen den Nationalstaaten erstrecken und ihre Grenzen überschreiten. Diese Art von Bindungen ist, behaupten viele Wissenschaftler, in der Ära der Globalisierung zur Normalität geworden. „Transnational“ wird als Begriff gegenüber „global“ bevorzugt, weil das Überschreiten der nationalstaatlichen Grenzen von Bedeutung ist, die Bindungen jedoch nie den ganzen Globus erschließen. Transnationale Bindungen betreffen praktisch jeden Lebensbereich, unser aller Leben ist zu einem gewissen Grad transnationalisiert: Wir

konsumieren im Ausland hergestellte Produkte, schauen ausländische Fernsehprogramme, nehmen an studentischen Austauschprogrammen teil oder haben Freunde im Ausland.

Das mag alltäglich und banal klingen. Verbreitung und Vielfalt transnationaler Bindungen haben jedoch großen Einfluss darauf, wie sich Gemeinschaften organisieren, welche Rolle die Nationalstaaten einnehmen können und wie sich Individuen und Gruppen in lokalen, nationalen und globalen Strukturen positionieren. Transnationale Bindungen sind so umfangreich und ihre Folgen so bedeutsam, dass einige Sozialwissenschaftler eine radikale Reform der Disziplin postulieren: Ihnen zufolge sollte sich das Fach nicht länger auf die Analyse der Prozesse innerhalb von und zwischen Nationalstaaten beschränken, sondern neue Instrumente und neues Vokabular entwickeln, um der transnationalen Realität gerecht zu werden.

Zum größten Teil beschäftigen sich die Forscher damit, die Morphologie der transnationalen Bindungen zu verstehen. Das können traditionelle Diasporen wie die jüdische sein oder neue soziale Formationen, die dann entstehen, wenn Migranten über Jahre und sogar Generationen Kontakte zwischen alter und neuer Heimat aufrechterhalten. Das passiert, wenn sie regelmäßig zwischen den Ländern pendeln oder kulturelle, materielle und symbolische Güter über Grenzen hinweg zirkulieren lassen. Gut erforscht ist beispielsweise das komplexe Netz an Bindungen zwischen den USA und Mexiko. Für Sozialwissenschaftler ist dabei primär von Interesse, was über solche Netzwerke zirkuliert wird und welche Folgen Bindungen dieser Art für die Prozesse der Vergesellschaftung haben. Ein einleuchtendes Beispiel sind Geldtransfers: 2010 überwiesen Migranten in aller Welt 440 Billionen US-Dollar in ihre Heimat – das Dreifache der offiziellen Entwicklungshilfe aller Organisationen weltweit. Egal ob das Geld legal oder illegal verdient wurde, ob es über Banken, Kurier oder in der Hosentasche ins Ausland gelangt, ob es über

Unternehmen oder zwischen Privatpersonen fließt – von solchen Transfers sind ganze Länder abhängig. Sie konstituieren zum Beispiel 35 Prozent des Bruttoinlandsprodukts von Tadschikistan. Haushalte, die Geld von Migranten erhalten, können in die Bildung der Kinder investieren oder technische Innovationen einführen. Transnational vernetzte Arbeitnehmer können ihre Position auf dem Arbeitsmarkt und gegenüber den Arbeitgebern stärken. Ganze Gemeinschaften werden durch transnationale Transfers transformiert, weil Firmen von dem Geld aus dem Ausland abhängig sind und somit ein Großteil der Gemeinschaftsmitglieder in die transnationale Ökonomie involviert ist. Transnationale Bindungen verändern also die Menschen und wie sie ihr Leben organisieren: Zugehörigkeitsgefühle ändern sich; Familienverhältnisse und Geschlechterrollen passen sich an; die Möglichkeiten, Geld zu verdienen, ändern sich, wenn einem nicht nur der lokale oder nationale Markt offensteht; der Einfluss von Werten, aber auch die finanzielle Unterstützung aus dem Ausland können politische Umschwünge ermöglichen. Somit sind transnationale Bindungen alles andere als banal: Sie verändern die Struktur der sozialen Ungleichheiten, die Wirtschaft und die politische Landschaft ganzer Staaten. Das macht sie für die Wissenschaft so wichtig und spannend. ✨

¹ Das Beispiel von Tolga sowie die Informationen zu den transnationalen Organisationen stammen aus meinem Forschungsprojekt (s. *Transnational Professionals and Their Cosmopolitan Universes*, Campus Verlag 2006). Wojtek wurde von Maja Zielinska im Rahmen ihrer Diplomarbeit an der Ludwig-Maximilians-Universität interviewt (s. M. Nowicka und M. Zielinska, *Selbständigkeit und Firmengründung – zur neuen sozialen Lage der polnischen Migranten in München*, in: M. Nowicka (Hg.), *Von Polen nach Deutschland und zurück. Die Arbeitsmigration und ihre Herausforderungen für Europa*, transcript Verlag 2007). Informationen zur Transnationalisierung des VW-Konzerns verdanke ich Prof. Dr. Ludger Pries von der Ruhr-Universität Bochum, der dazu mehrere Jahre forschte.

DAS UNIVERSUM UND WIR

Ein Gespräch über Erkenntnis, ihre Grenzen und unseren
Bezug zum großen Ganzen

INTERVIEW ULRICH PONTES



Die Aufgabe: Das Heftthema „Bindungen“ auf die Frage nach unserem Bezug zum Universum hin durchzudeklinieren.

Die Idee: Eine interdisziplinäre Begegnung zweier Physikerinnen und eines Musikwissenschaftlers und Komponisten mit Verbindung zu Science Fiction. **Die Vorbereitung:** minimal. Es handelt sich um ein spontanes Experiment. Es gibt lediglich einen Termin – passenderweise an dem Tag, als die ganze Welt über ihren Untergang redet –, eine Verbindung in Bild und Ton per internetgestützter Videokonferenz und einen ersten Gesprächsaufhänger, nämlich den Text des „Galaxy Song“ aus dem Monty-Python-Film „Der Sinn des Lebens“. Er beginnt folgendermaßen: „Whenever life gets you down Mrs. Brown / and things seem hard or tough / and people are stupid, obnoxious or daft / and you feel that you have quite enough: / Just remember that you’re standing on a planet that’s evolving / And revolving at nine hundred miles an hour, / That’s orbiting at nineteen miles a second, so it’s reckoned, / A sun that is the source of all our power. / The sun and you and me and all the stars that we can see / Are moving at a million miles a day / In an outer spiral arm, at forty thousand miles an hour, / Of the galaxy we call the ‚Milky Way‘.“

Lisa Kaltenecker: Die Idee war, über unsere Connectivity zu reden, unseren Platz im All. Von meiner Warte aus, der Astrophysik, geht es da um andere Planeten, andere Sterne, unsere Bewegung um das Zentrum der Galaxis, wie in dem Lied ... Das können wir dann mit dem Kleinen verbinden – Julia, du machst doch Teilchenphysik? Und Gordon kann die Musik dazu spielen, die Science Fiction mit reinbringen.

JAM: Ist das eigentlich der Stand des Wissens, was in dem Text steht?

Lisa Kaltenecker: Das passt, jedenfalls so ungefähr. Und es führt den Zusammenhang gut vor Augen: die Bewegung unseres Planeten um seine eigene Achse und um unseren Stern, der wiederum um das Zentrum der Milchstraße kreist – bis dahin, wie es gegen Ende heißt: „Our galaxy is only one of millions of billions in this amazing and expanding universe.“ Da kommt doch unweigerlich die Frage: Wie sind wir in diesen Zusammenhang eingebettet, wie steht es um unsere Verbundenheit mit dem Universum, mit dem großen Ganzen?

JAM: Offenbar sitzen wir auf einem kleinem Außenposten am Rande der Galaxis ...

Lisa Kaltenecker: Und mittlerweile wissen wir sicher, was beim Erscheinen des Songs noch bloße Vermutung war: Es gibt sehr sehr viele Sternensysteme, die unserem Sonnensystem ähnlich sein könnten. Mehr als 850 Exoplaneten – also Planeten, die um andere Sterne kreisen – sind schon entdeckt worden, und Tausende Sterne sind noch in der Warteschlange, da wir sie noch genau untersuchen müssen. Eins der Teleskope, die diese Funde möglich machen, ist das Kepler-Weltraumteleskop der NASA. Es beobachtet 150.000 Sterne über fünf Jahre hinweg, um Planeten aufzuspüren, wenn sie sich – geometrisch rein zufällig – zwischen uns und ihren Stern schieben. Wenn man sich nun aber statt viele Größenordnungen in die Ferne ebenso viele Größenordnungen in Richtung mikroskopische Welt bewegt, dann sind wir bei dem, was Julia macht.

Julia Tjus: In der Teilchenphysik dreht sich natürlich auch vieles um Bindungen. Wichtig für den Zusammenhalt ist hier nicht mehr die Gravitationskraft, sondern die sogenannte starke Kraft, die Quarks zu Protonen und Neutronen verbindet. Eine Stufe höher kommen wir zu den Atomen, mit Kernen aus Protonen und Neutronen und einer Hülle aus Elektronen. Diese Arten von Bindung sind für das Universum und unsere Existenz genauso entscheidend wie die Gravitation – auch ohne sie würde es uns nicht geben, keine Sonnen und keine Planeten und auch sonst nichts.

JAM: Und wie ist jetzt die Verbindung zur Kunst? Gordon, es heißt, du vertonst Science Fiction?

Gordon Kampe: Nein, so ganz stimmt das nicht. Nur ist man als Komponist ja immer in irgendeiner Art und Weise von etwas inspiriert oder beeinflusst, das oft ganz außerhalb der Musik liegt. In diesem Sinne rekurren einige Stücke von mir auf bestimmte Science-Fiction-Filme. Das ist aber nicht irgendwie klangmalerisch zu verstehen.

Lisa Kaltenecker: Was sind denn die Thematiken der Filme, ergibt sich vielleicht darüber eine Verbindung?

Gordon Kampe: Schleimige Aliens hauptsächlich.

Lisa Kaltenecker: Das ist okay! Schließlich könnten auf Exoplaneten die Lebensformen ganz andere sein als bei uns. Biologen haben dazu alle möglichen Theorien ... Die Frage ist, inwiefern wir uns solchen fremdartigen Lebensformen verbunden fühlen würden?

Gordon Kampe: Es ist natürlich so, dass der Musiker keine Wissenschaft diesbezüglich betreibt. Wir klauen ausschließlich die Metaphern – wahrscheinlich seid ihr Naturwissenschaftler davon dann fürchterlich enttäuscht. Wenn ich einen physikalischen Vortrag höre, dann stehe ich da und verstehe kein Wort – aber ich mache große Augen, denke: „Wow!“, und dieses große Staunen gefällt mir und fasziniert mich. Und dann suche ich nach einem Akkord, einem Klang, der dieses „Wow!“ auch auslösen könnte.

Julia Tjus: Nach dem Motto: „Das Wort hört sich gut an, das nehm’ ich für meine nächste Komposition“? Warum eigentlich nicht – Faszination ist ja letztlich auch eine wichtige Komponente, warum man überhaupt solche Forschung betreibt. Wir Menschen wollen eben wissen, wo wir herkommen, und da versprechen natürlich die Astrophysik im Großen und die Teilchenphysik im Kleinen gewisse Antworten. Aber Musik kann vielleicht das gleiche Anliegen mit anderen Mitteln verfolgen?

Gordon Kampe: Historisch betrachtet gehören ja gerade Musiker und Naturwissenschaftler ganz eng zusammen. In der Antike und bis zum Mittelalter waren Musik und Astronomie schließlich (mit Arithmetik und Geometrie) im Quadrivium vereint, den mathematisch ausgerichteten „vier Wegen“, im Gegensatz zu den sprachlich-argumentativen Disziplinen. Erst später hat sich das getrennt – bis dahin, dass ich heute eben kein Wort mehr verstehe. Aber so, wie eure Forschung mich staunen lässt, möchte ich ja mit meiner Musik auch Staunen erzeugen.

JAM: Warum verarbeitest du gerade Science-Fiction-Metaphern?

Gordon Kampe: Ich mag einfach diese Filme, weil da manchmal so kuriose Geschichten passieren. Zum Beispiel die Szene in Aliens 1, wenn sie auf der Nostromo sitzen: Irgendwo im Weltall,

also in einem relativ ungewöhnlichen Setting, passiert eine sehr langweilige Sache – eine Dienstbesprechung. Und genau dann geschieht dieses Unglaubliche: Jemandem flutscht das Alien aus der Brust. Wenn ich diese Verbindung von Banalem und Abgefahrener, die in solchen Filmen immer wieder auftritt, weiterdenke, dann könnte der Kaffee, den Julia gerade trinkt, auch eine hypertransformierte Subraumanomalie sein – oder wie diese Begriffe heißen, die da immer fallen ...

Julia Tjus: Tatsächlich ist das Pfefferminztee.

Gordon Kampe: Manchmal ist ein Tee auch nur ein Tee. Aber diese Art von Atmosphäre versuche ich immer in Stücken wiederzufinden: Dass man etwas ganz Normales hat, mit dem man sich auskennt, und plötzlich nimmt es eine ganz komische Abbiegung. Es geht also nicht um Lieder über Sterne oder um Space-Musik im Sinne von Sphärenklängen und „Ommm“ und ähnlich esoterischem Gedöns, davon bin ich weit entfernt. Es geht eher um eine dramaturgische Haltung.

JAM: Was sagt ihr Wissenschaftlerinnen denn zu solchen unerwarteten Wendungen? Für die Wissenschaft ist das ganze Universum doch etwas sehr Reguläres: Da funktioniert alles streng nach den Naturgesetzen und ist im Prinzip berechenbar.

Lisa Kaltenecker: So würde ich das nicht sagen. Klar kannst du Sachen berechnen – Physik funktioniert ziemlich überall, Schwarze Löcher ausgenommen. Aber wir sehen und lernen immer neue Sachen. Wir haben gedacht, wir wissen, wie das Sonnensystem funktioniert, wie man Planetensysteme formt – und die ersten Beobachtungen haben uns gezeigt, dass wir umdenken müssen, wie schon ganz oft in der Geschichte der Wissenschaft. Aber das ist ja die Faszination dabei: Wissenschaft ist kein starres Gebilde von Lehrsätzen, sondern eine spannende Entdeckungsfahrt! Ich bin da sehr auf der ähnlichen Faszinationswelle wie Gordon. Ohne diese Faszination, immer wieder Neues herauszufinden, würde ich nicht Wissenschaft machen, sondern etwas anderes, vielleicht die Welt entdecken.

Julia Tjus: Natürlich geht die Wissenschaft im Prinzip davon aus, dass alles gesetzmäßig und kausal abläuft, aber rein praktisch weiß man halt doch so vieles nicht, dass einen immer wieder Dinge überraschen. Und dann passiert eben einfach



DIE EXOPLANETEN-FORSCHERIN

Lisa Kaltenecker, Jahrgang 1977, leitet eine Nachwuchsgruppe am Max-Planck-Institut für Astronomie in Heidelberg; parallel lehrt und forscht sie in Harvard, USA. Ihr Hauptinteresse gilt der Suche nach Planeten außerhalb des Sonnensystems, die Leben ermöglichen könnten.



DIE ASTRO-TEILCHENPHYSIKERIN

Julia Tjus, Jahrgang 1979, ist Professorin an der Universität Bochum. Sie erforscht hochenergetische Teilchen und Strahlen, die von Objekten im Kosmos ausgehen und neue Einblicke in Geschichte und Zusammensetzung des Universums erlauben könnten.



DER KOMPONIST

Gordon Kampe, Jahrgang 1976, forscht als Musikwissenschaftler an der Folkwang Universität der Künste in Essen und hat als Komponist zahlreiche Auszeichnungen erhalten. In den kommenden Monaten lebt und arbeitet er als Stipendiat im Künstlerdorf Schöppingen.

plötzlich eine Supernova-Explosion oder ein Gamma-Ray-Burst, und sogar wenn es gerade Weihnachten ist, eilen alle, die konkret an so etwas forschen, in die Uni oder die Forschungseinrichtung und werten die Ergebnisse sofort aus. Selbst wenn man eine Supernova erwartet, wie bei Beteigeuze, diesem Roten Riesen im Sternbild Orion, sitzt man ja nicht direkt daneben und kann die Prozesse genau studieren. Man kommt deshalb nur zu groben Abschätzungen – in dem Fall so was wie: „Wird in einigen Zehntausend Jahren explodieren.“ Wenn es dann wirklich passiert, wird vermutlich also immer noch jemand überrascht sein ... Andererseits überrascht einen auch manchmal der Wissensfortschritt als solcher.

JAM: Um ein Zwischenfazit zu ziehen: Unsere Verbundenheit mit dem All drückt sich in Staunen und Faszination aus, egal ob das aus naturwissenschaftlicher oder künstlerischer Motivation kommt. Offensichtlich suchen wir Menschen immer nach irgendeiner Art von Beziehung zum großen Ganzen, ob nun durch wissenschaftliche Erkenntnis oder auf spirituellem oder religiösem Weg.

Julia Tjus: Nun, wir sind ja ohne Zweifel an das Universum gebunden: Wir werden hier reingeboren, und dann müssen wir damit klarkommen. Dass man dann davon fasziniert ist, was einen hier bindet und was den Lebensstandort ausmacht, ist

doch ganz natürlich. Jedenfalls scheint es das für die Menschheit schon immer gewesen zu sein, das Interesse reicht ja weit weit zurück.

Gordon Kampe: Auch Musik hatte fast immer irgendwas mit dem Outer Space zu tun – insofern, als dass sie hauptsächlich religiös motiviert geschrieben wurde. Und dann kommt diese ganze Sphärenmusik, gerade so im 16./17. Jahrhundert, ob es nun Johannes Kepler war, der ja auch über Musik nachgedacht hat, oder Athanasius Kircher. Das setzt sich bis heute fort. John Cage hat einfach mal eine Sternkarte von irgendwoher genommen und zur Partitur erklärt, Stockhausen besingt Mesonen und Myonen und kommt laut eigener Auskunft ja ohnehin vom Sirius. Aber auch ohne direkte Eins-zu-eins-Übertragung kann man versuchen, so etwas wie Denkmuster aus euren Disziplinen zu quetschen. So liest ein früherer Kompositionslehrer von mir hauptsächlich Bücher über Stringtheorie, einfach um eine gewisse Weite und Komplexität ins Denken zu bekommen.

Lisa Kaltenecker: Das schlägt doch einen schönen Bogen: Kunst wird inspiriert von der Wissenschaft, und umgekehrt gilt dasselbe. Ob nun gute Musik oder gute künstlerische Bilder ... Ein Kollege von mir macht Illustrationen von Exoplaneten. Das ist total motivierend, wenn so ein Bild bei dir an der Wand hängt. Du weißt zwar, das ist ein Fantasieprodukt, aber das

kreative Umfeld hilft. Du kannst das gewissermaßen übersetzen in Mathematik, in Physik, in Modellierung. Und das inspiriert! Natürlich sind Kunst und Wissenschaft nicht das Gleiche, aber auch Wissenschaft ist ein schöpferischer Prozess, bei dem du einzelne Bauteile kreativ zusammengibst, und das ist dann doch ähnlich wie malen oder Musik machen.

JAM: Zum vorhin erwähnten Punkt, dass wir an dieses Universum, diese materielle Welt so gebunden sind, fällt mir die gerade bei populären Physikautoren so beliebte Diskussion ums Multiversum ein.

Julia Tjus: Was genau meinst du? Zum einen kann man natürlich fragen, was gibt es neben unserem eigenen Universum, ich sag mal „außerhalb“ davon, wobei das ja ein bisschen schwierig zu definieren ist. Zum anderen gibt es aus der Quantenmechanik heraus diese Vorstellung, dass man ständig Paralleluniversen erzeugt – vereinfacht gesagt: Wenn man die Entscheidung trifft, jetzt links abzubiegen, dann verzweigt sich das Universum und es existiert auch der alternative Zustand, dass ich rechts abbiege. Das sind natürlich metaphysische Vorstellungen: Man kann sie nicht testen, weil sich das außerhalb des Rahmens der Physik abspielt, wie wir sie heute kennen.

Lisa Kaltenecker: Du kannst diese Hypothesen aufstellen, aber wir haben nichts, was messbar wäre. Diese Dinge werden in der populären Diskussion sehr miteinander vermischt, aber ich würde die Multiversen momentan nicht im Bereich von Wissenschaft ansiedeln, sondern noch in der Philosophie. Natürlich ist das eng verbunden, denn vielleicht fällt uns ja irgendwann noch eine Möglichkeit empirischer Überprüfung ein.

Julia Tjus: Legitim finde ich diese Fragen trotzdem. Wenn wir doch gerade beim Thema Faszination waren: Die hört ja nicht auf, selbst wenn ich mein Universum weitgehend verstehen kann. Zum Beispiel die Frage, was vor dem Urknall war: Natürlich kann ich physikalisch sagen, da gab es weder Raum noch Zeit. Aber mit dieser Antwort ist man doch nicht zufrieden.

Lisa Kaltenecker: Ich würde fragen: Welchen Effekt hat das auf dich? Es mag ja viele Universen oder was auch immer geben, aber hat das wirklich eine Bedeutung? Wir sind in diesem Universum, in diesem Umfeld – ob es jetzt zehn Paralleluniversen

gibt oder tausend, mit denen wir überhaupt keine Berührung haben, ändert meine Weltanschauung nicht.

Gordon Kampe: „Paralleluniversum“ hab ich mal benutzt in einem Programmhefttext, den hab ich grade gefunden: „Ich bin fest von der Existenz diverser Parallelwelten überzeugt – wie sonst sollten einige groteske Erscheinungen dieser Welt erklärt werden (etwa Schlümpfe, Wildecker Herzbuben, Westerwelle, Bananenbier), als dass sie durch irgendeinen Spalt im Zeit-Raum-Kontinuum geflutscht sind?“ Das ist meine Form von Paralleluniversum ...

Julia Tjus: Netter Text.

Gordon Kampe: Man wird als Musiker ja ständig gebeten, seine Musik zu erklären. Da ich darauf keine Lust habe – wer interessiert sich schon fürs Handwerkliche? Auch bei einem Schrank wollen wir doch nicht wissen, welche Schrauben warum verwendet wurden, sondern ob er schön ist – mache ich da immer nur Gaga.

Julia Tjus: Das Schöne ist ja, Gordon, dass du von Paralleluniversen genauso viel Ahnung hast wie ich!

JAM: Zum Schluss zurück zu unserem Universum und zur Eingangsfrage nach unserer Einbettung ins große Ganze. Der Monty-Python-Song endet mit den Textzeilen: „So remember, when you're feeling very small and insecure, / How amazingly unlikely is your birth, / And pray that there's intelligent life somewhere up in space, / Cause there's bugger all down here on Earth.“ Die Frau im Film, der das vorgesungen wird, fühlt sich daraufhin dermaßen unbedeutend, dass sie nichts mehr dagegen hat, bei lebendigem Leib ihre Leber zu spenden.

Gordon Kampe: Vom großen Ganzen weiß ich nix, ich bin schon froh, wenn ich unverletzt die Küche finde.

Lisa Kaltenecker: Die Einbettung ins Ganze ... Wir sind gerade dabei, eine der großen Fragen der Menschheit zu beantworten, nämlich, ob wir allein im Universum sind. Wir sind die Generation, die zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit die technische Möglichkeit hat, neue Welten zu entdecken und zu erforschen!



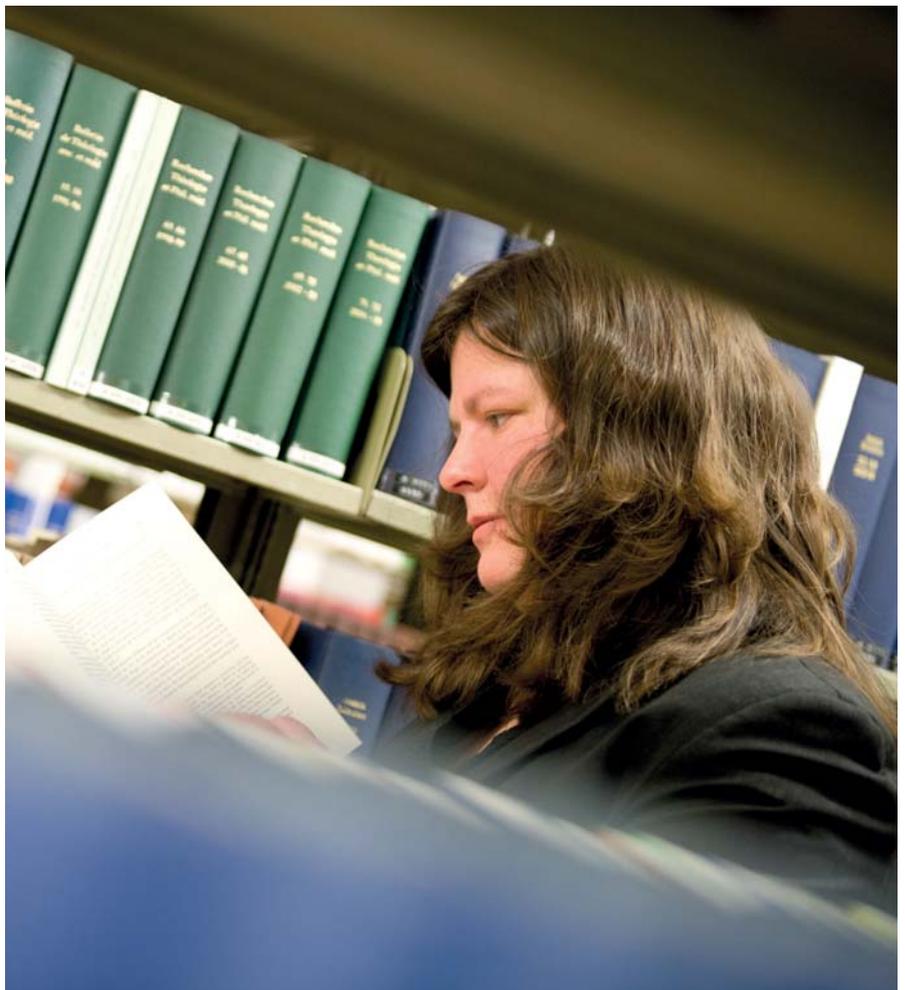
BINDUNG UM DER FREIHEIT WILLEN

Katharina Heyden, die erste Theologin in der Jungen Akademie, vereint in ihrer Person Wissenschaft und Pfarramt, Karriere und Familie

TEXT ULRICH PONTES | FOTOS MIRIAM MERKEL

Wenn Katharina Heyden zuhause an ihrem Schreibtisch vom Laptop aufblickt, fällt ihr Blick auf ein Kreuz an der Wand. Es ist ein Kruzifix mit einem leicht geschwungenen senkrechten Balken; der Gekreuzigte trägt neben dem Lendenschurz auch eine Krone, eine richtige, keine aus Dornen. „Ich mag die romanischen Kreuze, weil Christus da noch am Kreuz aussieht wie ein König – leidend und siegreich zugleich“, sagt die Göttinger Theologin. Als sie fortfährt, verändert sich ihr ansonsten warmer, zugewandter Plauderton: „Sodass sozusagen nicht nur das Menschliche, sondern auch das Göttliche daran zu sehen ist.“ Dozierend klingt dieser Satz, doch schwingt zugleich noch etwas Spitzes mit, ein Hauch amürierter Selbstdistanziertheit.

Klischeehafte Theologenphrasen von den zwei Naturen Christi: Man darf davon ausgehen, dass so etwas der 35-jährigen Postdotorandin, die 2012 als erste und bisher einzige Vertreterin ihres Fachs in die Junge Akademie aufgenommen wurde, normalerweise fern liegt. Zu wichtig ist ihr der existenzielle Gehalt, das Glaubensanliegen, das christlicher Theologie letztlich zugrunde liegt, als dass sie es in abgenutzte, belehrend klingende Floskeln fassen würde. Auch wenn Katharina



Hat evangelische und katholische Theologie studiert: Katharina Heyden in der Göttinger Uni-Bibliothek

Heyden von Beruf Wissenschaftlerin ist und sowohl für ihre Forschung wie für die Lehre schon Auszeichnungen erhalten hat: Ihr Fach ist für sie mehr als Selbstzweck und akademische Herausforderung. „Für viele Theologen ist ja die Entscheidung für die Wissenschaft auch der Bruch mit der Kirche oder mit dem Glaubensleben. Manche empfinden das vielleicht sogar als Befreiung. Aber bei mir ist das anders“, sagt sie.

Katharina Heyden spricht über den Glauben selbstbewusst und ohne Zögern, zugleich aber behutsam. Sie redet, jedenfalls im nichtkirchlichen Kontext, eher vom „Transzendenten“ als von „Gott“, vom „Einbruch des Transzendenten“ statt von „religiöser Erfahrung“ oder „Gottesbegegnung“. Das Transzendente ist für sie aber weit mehr als eine abstrakte Kategorie – es ist der Grund, in dem echte Freiheit wurzeln kann. Sie beschreibt das als ein zunächst paradox anmutendes Wechselspiel: „Die Bindung ist in der Theologie wichtig, aber auch nur dann richtig, wenn sie Freiheit bedeutet und Freiheit ermöglicht.“ Das sei wie beim Ski oder Snowboard fahren: „Je fester und sicherer die Bindung ist, desto mehr Freiheit und Spielraum hat man.“ Nur dass es beim Glauben eben darum gehe, sich an eine nicht-immanente Größe zu binden, um dadurch Freiheit von innerweltlichen Bindungen zu gewinnen.

Wissenschaftliche Theologie und gelebter Glaube: Für Katharina Heyden sind das unterschiedliche Zugangsweisen, die aber doch untrennbar zusammengehören. Offensichtlich wird das spätestens dann, wenn sie alle paar Wochen den legeren Uni-Dress gegen einen schwarzen Talar



Karriere und drei Kinder: Katharina Heyden

mit weißem Beffchen eintauscht, um zu predigen, zu trauen oder zu taufen. Seit zwei Jahren unterstützt sie in der Göttinger Sankt-Jacobi-Kirche den hauptamtlichen Gemeindepfarrer als ordinierte Pastorin im Ehrenamt. Damit das möglich wird, hat sie, ebenfalls parallel zu ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit und ehrenamtlich, ein Vikariat absolviert. Von dieser zweijährigen Ausbildung fürs Pfarramt, die sich ans Studium anschließt, habe sie umfassend profitiert – schließlich gehe es im Vikariat um so etwas wie Persönlichkeitsbildung, viele Schlüsselkompetenzen würden trainiert. Dinge,

die an der Uni schon mal auf der Strecke bleiben.

Aber Wissenschaft und Glaube, Uni-Tätigkeit und Pfarramt sind längst nicht alle Gegenpole, die Katharina Heyden in ihrer Person vereint. Auch im Spannungsfeld christlicher Konfessionen und Traditionen bewegt sie sich ganz angstfrei. Ihre kirchliche Sozialisation begann nach der Wende, als Ost-Berliner Schülerin, die gerade ins Alter für den Konfirmandenunterricht kam. Damals lernte sie eine politisierte und stark bekenntnisorientierte Kirche kennen, wie sie erzählt. „Volkskirchenchristen“ gegenüber, deren Glaube in einer religiös gefärbten Bildungsbürgerlichkeit aufgeht, habe man große Vorbehalte gehabt – und genau aus solchen setze sich jetzt ihre Göttinger Gemeinde zusammen.

Studiert hat Katharina Heyden, angeregt durch ein ökumenisches Studienjahr in Jerusalem, neben evangelischer auch katholische Theologie. Dafür ging sie auch ein Jahr nach Rom: „Ich wollte bewusst sehen: Gibt es diese Art von konfessioneller Theologie überhaupt noch?“ Ihr Fazit: Die konfessionelle Bindung der Fakultäten empfindet sie als unzeitgemäß; zumindest für die wissenschaftliche Theologie sei die Konfession heute in vielen Bereichen „vollkommen irrelevant“. Aber geht mit dem Aufweichen konfessioneller Grenzen nicht für manche Beteiligten Halt und Orientierung verloren? Dieses Argument lässt Katharina Heyden nicht gelten: „Wenn es etwas so Immanentes und Kontingentes wie eine starke konfessionelle Identität ist, das Halt und Orientierung gibt, dann erscheint mir das eben gerade nicht als eine Bindung im

positiven Sinn, die die notwendige Freiheit aus sich heraus lässt.“

Für ihre wissenschaftliche Karriere hat Katharina Heyden sich unter den verschiedenen theologischen Disziplinen für die Kirchengeschichte entschieden. Speziell die ersten Jahrhunderte interessieren sie. Aber auch wenn diese Zeit, die Epoche der Kirchenväter, lange zurückliegt – Katharina Heydens Beschreibung klingt fast wie eine Gegenwartsdiagnose: „Die Spätantike war geprägt durch eine Mischung aus Individualisierung und Globalisierung, religiöse Vielfalt, starke Bildbezogenheit.“ Für die Kirchenhistorikerin ist aber auch klar, dass Geschichtswissenschaftler ohnehin nicht umhin kommen, die Vergangenheit durch die Brille ihrer eigenen Epoche zu betrachten. Warum dann also nicht auch aktuelle Fragen an die Geschichte herantragen. So beschäftigt Katharina Heyden etwa das Thema interreligiöse Begegnung sowie das Konzept des Heiligen Landes.

Neben der Wissenschaft und Pfarramt gibt es in Katharina Heydens Leben noch einen dritten, vielleicht den zentralsten Fokus: ihre Familie. In den knapp fünf Jahren, die sie nun in Göttingen lebt, hat sie nicht nur ihre Habilitationsschrift verfasst und eingereicht und ihr Vikariat absolviert, sondern auch ihren dritten Sohn bekommen. Ein Jahr alt ist er jetzt, seine Brüder sind fünf und sieben. Wie ist das alles unter einen Hut zu bringen? Die Frage wird ihr oft gestellt, erzählt die Theologin – und kommt doch erst einmal ins Nachdenken, bevor sie zu einer langen Antwort ansetzt. Ein Teil der Antwort ist, dass sich die drei Bereiche – Wissenschaft, Pfarramt, Familie – gegenseitig

befruchten, „und wenn das so ist, dann hat man auch die nötige Energie!“ Die Wissenschaft ermöglicht die intellektuelle Auseinandersetzung; das Pfarramt fordert heraus, die Theologie auf das ganz reale Leben zu beziehen; die Kinder sind schöne Verpflichtung und Ausgleich: „Wenn ich am Schreibtisch sitze, dann freue ich mich, dass ich in ein paar Stunden mit meinen Kindern spielen werde, und umgekehrt – und die Freude führt dazu, dass ich die jeweilige Zeit auch bewusst nutze und genieße.“

Ein weiterer Teil der Antwort, wie Katharina Heyden sich beeilt zu betonen, ist ihr Mann, Carsten Heyden. Er ist Gemeinédiakon und arbeitet seit dem Umzug nach Göttingen nur noch halbtags, auf einer befristeten Stelle. „Wir haben beruflich die Karte sozusagen auf mich gesetzt, was mir viel Freiheit verschafft“, sagt die Theologin. Aber auch sie selbst verzichtet auf etwas. Eine Sache, die für viele andere Wissenschaftler ein ebenso angenehmer wie wichtiger Teil ihres Berufs ist: Katharina Heyden fährt kaum auf Tagungen. „Dass ich kaum reise, hat dann tatsächlich mit Bindung zu tun: Mir ist es wichtig, meinen Kindern, solange sie klein sind, diese Art von Bindung zu geben – dass sie wissen, die Mutter ist eigentlich immer da.“

Wert legt sie auch auf die Gestaltung ihrer Arbeitsumgebung. Zuhause hängt nicht nur das beschriebene Kreuz an der Wand: Eine Dionysos-Büste symbolisiert die Kultur, in die hinein das frühe Christentum sich ausbreitete, und auch eine Holzgliederpuppe steht nicht von ungefähr auf dem Schreibtisch: „Manchmal, wenn ich nachdenke über Predigten

oder Vorträge, gebe ich ihr eine bestimmte Haltung: Arme hoch, tanzend oder gehockt ... und so tritt sie dann in Kontakt mit dem romanischen Gekreuzigten.“ In ihrem Büro in der Uni hängt in der Regel ein zum aktuellen Arbeitsschwerpunkt passendes Poster an der Wand; derzeit ist es, als Überbleibsel der Habilitationsschrift zum Heiligen Land, eine Satellitenaufnahme von Israel und Palästina. Als selbsterklärter „visueller Typ“ durchbricht Katharina Heyden aber auch gern die Grenzen – oder jedenfalls die Gepflogenheiten – ihrer textlastigen Disziplin: „In den alten Schriften findet man ja größtenteils absolut elitäre Diskurse. Bilder oder die Gestaltung von Kirchen haben viel mehr Menschen erreicht!“ Bilder nimmt sie deshalb als Quelle ernst, statt in ihnen nur schmückendes Beiwerk zu sehen, in der Forschung wie auch in der Lehre: „Mir ist wichtig, dass Studierende lernen, Bilder zu lesen.“

Vielleicht ist dieser intermediale Zugang einer der Gründe, weshalb sich die Theologin in den interdisziplinären Kontext der Jungen Akademie schon nach wenigen Monaten voll integriert hat. Sie genießt den „Freiraum für unkonventionelle Ideen“, den die Junge Akademie schafft, sagt sie – und dass auch die Infrastruktur zur Umsetzung vorhanden sei. So steckt sie – als eins von mehreren Akademie-Projekten – gerade in den Planungen für eine künftige Arbeitsgruppe zum Thema „Energie“. Ja, das passe tatsächlich auch zu ihrem Fach, erzählt die Kirchenhistorikerin: „Es gab in Byzanz einen Streit, ob man Energie als Äquivalent für Gott nehmen kann.“ Nur ein dazu passendes Poster für ihre Bürowand, das hat sie bisher noch nicht gefunden. 

POLITIK MIT ANDEREN MITTELN?

Über die Rolle der Freundschaft im Mittelalter

TEXT KLAUS OSCEMA

Freundschaft im Mittelalter? Ist Freundschaft denn nicht unwandelbar, so dass sie eigentlich gar keine Geschichte besitzt? Und falls doch, sollten sich Historikerinnen und Historiker nicht um wichtigere Dinge kümmern, als um ein so alltäglich-privates Phänomen?

Tatsächlich besitzt die Erforschung personaler Bindungen in der Mittelalterlichen Geschichte einen zwiespältigen Status. Gerade die Freundschaft hat in den letzten Jahren eine beeindruckende Karriere durchlaufen, weil das, was man ‚Freundschaft‘ nannte und nennt, sich im Verlauf der Jahrhunderte eben doch wandelte – und weil es für vormoderne Gesellschaften alles andere als ‚rein privat‘ war. Das ist eigentlich nichts Neues: Schon 1939 ging der französische Historiker Marc Bloch in seinem Klassiker über die „Feudalgemeinschaft“ breit auf die in den mittelalterlichen Quellen immer wieder aufscheinende „Freundschaft“ (*amicitia*, *amitié*) ein. Damit erweiterte er den Fokus der ‚Zunft‘, die sich vor allem für Fragen der Politik und der Verfassungsgeschichte interessierte, also wissen wollte, wie ‚der Staat‘ funktionierte, dessen moderne Fassung man lange anachronistisch auf das Mittelalter projizierte. Dass das ‚Private‘ der Freundschaft auch politisch sein konnte, musste man sich erst erschließen. Zwar schlug fast gleichzeitig mit Marc Bloch der deutsche Historiker Theodor Mayer die Formel vom „Personenverbandsstaat“ vor. Dabei schwang aber untergründig auch viel Führertum und germanische Heldentreue mit, so dass man hier nicht unbedingt ungebrochen andocken möchte.

Der Perspektivwandel, den in der deutschen Forschung ab den 1980er Jahren vor allem Gerd Althoff einleitete, besitzt also revolutionäre Züge. Unter dem Titel „Verwandte, Freunde und Getreue“ (1990) schlug Althoff vor, nicht mehr so sehr nach den Vorformen staatlicher Strukturen zu suchen – eine Suche, die von vorneherein dazu verurteilt war, Befunde von defizitären Zuständen aufzuweisen. Stattdessen ging er in seinem breit rezipierten Buch der Vielzahl der personalen Bindungen nach, die in

ihrer Gesamtheit die Gesellschaft strukturierten und stabilisierten. Es gehört zu den zentralen Verdiensten des Werks, dass es die Freundschaft als eigenen Typus neben die vorher stark betonten Lehensbeziehungen und familiären Bindungen stellte. Diese Neuausrichtung, deren Bedeutung heute weithin anerkannt ist – Studien zur Freundschaft im Mittelalter bilden keine Mangelware mehr –, verhilft uns nicht nur zu einem besseren Verständnis des gemeinsamen Agierens von Individuen und Gruppen bis hin zur Bildung der in der sozialwissenschaftlichen Forschung so beliebten ‚Netzwerke‘. Die ‚Entdeckung‘ der Freundschaft erlaubt es auch, Phänomene zu erklären, die früher entweder ignoriert oder verwundert notiert wurden: So berichtet etwa der englische Chronist Roger von Hoveden, dass den englischen Prinzen Richard, besser bekannt als Richard Löwenherz, und den französischen König Philipp II. Augustus eine so heftige Liebe vereinte, dass sie gemeinsam aus einer Schüssel aßen und nachts „das Bett sie nicht trennte“! Davon auf ein homosexuelles Verhältnis zu schließen, wie John Boswell dies tat, mag verständlich sein – die Wahrnehmung und Gepflogenheiten der Zeit trifft eine solche Deutung aber nicht ganz. Vielmehr gehörten das gemeinsame Mahl und zuweilen auch das Schlafen im selben Bett zur rituellen Bekräftigung von Freundschaftsbünden, wie vor allem Klaus van Eickels detailliert vorführte.

Diese Erkenntnis bietet einen Schlüssel für die Deutung mancher Rituale des Mittelalters, die aus moderner Warte skurril oder dysfunktional wirken mögen: Noch im späten Mittelalter wurden politische Vertragsschlüsse von zahlreichen Küssen und Umarmungen zwischen den Protagonisten begleitet – und dazu kamen innige Beteuerungen der gegenseitigen Liebe und Freundschaft. Die gleichzeitigen Konflikte und Kriege machen deutlich, dass wir es hier natürlich nicht mit einer Gesellschaft von Freunden und Liebhabern zu tun haben. Stattdessen berief man sich auf das Modell von Freundschaft und Liebe, das als Ideal der harmonischen Vergesellschaftung galt. Damit schloss

man an eine alte philosophische Debatte wie an biblische Vorgaben an: Viele der Weisheiten und Sprüche, die über die Freundschaft zirkulierten, lassen sich auf Aristoteles' „Nikomachische Ethik“ und Ciceros „Laelius“ zurückführen sowie auf das biblische Buch „Jesus Sirach“.

Diese Befunde führen aber zugleich auch zu neuen Fragen: Dass ein nicht nur idealisiertes, sondern auch hochgradig spiritualisiertes Freundschaftsmodell rezipiert wurde, erklärt die zahlreichen *amicitia*- und *amici*-Belege der Quellen nämlich nicht vollumfänglich. Hochmittelalterliche Verträge vermitteln etwa den Eindruck, dass eine *amicitia* lediglich eine vertraglich vereinbarte Beziehung darstellte – deren Bedingungen im Laufe der Zeit zudem immer detaillierter ausformuliert wurden, wie Claudia Garnier zeigte. Auf der anderen Seite führt das Vokabular der *amicitia* so nahe an die Terminologie verwandtschaftlicher Bindungen, dass manche Forscher „Freunde“ und „Verwandte“ schlicht für synonym halten. Die Debatten sind auf jeden Fall noch lange nicht beendet, sondern bieten Raum für weitere Erkenntnisse ...

Schon jetzt hat der Blick auf die ‚Freundschaft‘ als historisches Phänomen unsere Kenntnis vom Funktionieren vormoderner Gesellschaften markant erweitert – und auch die Untersuchung unserer eigenen, ‚modernen‘ Gesellschaften kann von diesen Einsichten profitieren. Für das Mittelalter selbst sind zwar noch viele Fragen zu klären, aber das schränkt den Wert der einschlägigen Forschung nicht ein, sondern unterstreicht vielmehr deren Produktivität. Denn dass „Freundschaft“ und „Liebe“ für die Zeitgenossen bedeutsam waren, verdeutlicht schon der kürzeste Blick in mittelalterliche Texte – von theologischen Reflexionen über konkrete Vertragsschlüsse bis hin zur reichen literarischen Tradition.

Besonders aussagekräftig ist das Beispiel der Geschichtsschreibung, die ja ausdrücklich die Ereignisse und das Funktionieren der eigenen Gesellschaft zu beschreiben suchte: Fragt man nach den Konzepten, mit denen die Historiographen des Mittelalters all jenes zu fassen suchten, das wir heute als ‚politisch‘ bezeichnen, so begegnet man bald dem Gegensatz zwischen Liebe und Freundschaft einerseits sowie Hass und Feindschaft andererseits. Das ist nicht beim Wort zu nehmen: Die betreffenden Gesellschaften und ihre Mitglieder waren deswegen nicht zwangsläufig impulsiver und emotionaler. Aber der Befund regt doch zum Nachdenken an: Stärker als durch abstrakte Institutionen und rechtliche Vorgaben wurde das Leben der Zeitgenossen durch



Zwei wahre Freunde teilen sich schon einmal ein Pferd – bis es zum Streit kommt (wie man im Hintergrund sieht). Das Bild illustriert einen spätmittelalterlichen ‚Roman‘ und zeigt, wie Artus d’Algarbe seinen Freund Olivier de Castille aus der Gefangenschaft in Irland befreit. Philippe Camus, Histoire d’Olivier de Castille et Artus d’Algarbe (Mitte 15. Jh.); Paris, Bibliothèque nationale de France, ms. fr. 12574, fol. 144r.

Verpflichtungen gegenüber anderen Personen geregelt. Es liegt nahe, dass mit Liebe und Freundschaft nicht dasselbe gemeint war, das wir heute unter diesen Begriffen verstehen – aber wir wüssten gerne mehr darüber, welchen Anteil pragmatisch-utilitaristische Erwägungen spielten und welche Bedeutung den Idealen eines Aristoteles und Cicero zukam, die uns in unzähligen Texten und Handschriften des Mittelalters begegnen. Vielleicht waren beide Ebenen rigide getrennt. Weitaus plausibler erscheint aber, dass sie sich gegenseitig beeinflussten: Die vertraglich geregelte, politische Freundschaft wäre wohl lange nicht so belastbar und tragfähig gewesen, hätte sie nicht immer Anklänge an die philosophisch-moralischen Ideale transportiert.

ZUM WEITERLESEN

Klaus Oschema, Freundschaft und Nähe im spätmittelalterlichen Burgund. Studien zum Spannungsfeld von Emotion und Institution, Köln/Weimar/Wien 2006.

ALMA MATER

„Nährende Mutter“ für alle Lebenslagen: Eine (nicht ganz ernste) Betrachtung zum Merchandising-Trend im Hochschulbereich

TEXT ULRICH PONTES | FOTO WIEBKE GENZMER

Es ist kaum noch zu leugnen: Ein knappes Jahrtausend nach Gründung der ersten Alma Mater in Bologna sind die Universitäten endlich dem ganzheitlich erfüllten Leben auf der Spur. Begriffen sie sich früher, getreu dem Motto *alma mater studiorum* der Universität Bologna, nur als nährende Mutter der Studien, so haben sie im Zeitalter des Bologna-Prozesses endlich einen Weg gefunden, um zur wahren Mutter, zur Behüterin in allen Lebenslagen zu werden: Unter dem Vorwand von Marketingbestrebungen haben die Hochschulen eine neuartige Produktpalette entwickelt. Etikettiert wird sie mit Schlagworten wie „Merchandising“, „Identifikation“ und „Image-Management“, um die allerorten herrschende ökonomische Vernunft zu besänftigen – dem aufmerksamen Betrachter indes wird das wahre Motiv nicht entgehen, welches allein dahinterstecken kann: Mutterliebe, geronnen zu vordergründig marktgängigen Artikeln.

Ob es um das leibliche Wohl geht, um Ausgleich, Bewegung oder einen trockenen Popo – Mama denkt an alles: Universitäten bieten approbierte Frühstücksbrettchen, Kaffeetassen und Brotzeitdosen feil. Sie fördern Sport und Spiel mittels Frisbeescheiben, Trainingsanzügen und Strandutensilien. Laptophüllen hel-

fen, das wichtigste Arbeitsgerät vor widrigen Umwelteinflüssen zu schützen, Sattelüberzüge erweisen denselben Dienst dem allerwertesten Körperteil. Und auch zur Wohnraumverschönerung ist Uni-Design einsetzbar: Es ziert Binärühren, die die Uhrzeit in Form eines für normale Menschen unverständlichen Pünktchencodes anzeigen, und wassergefüllte Kugeln, in denen sich um eine Miniatur des Unigebäudes herum jederzeit ein wildes Schneegestöber entfachen lässt. Was für eine Perspektive für „Billy“ und „Ivar“, einst Stätten trauriger Bücher-Monokultur!

Dass Uni-Shops darüber hinaus auch all diejenigen Utensilien anbieten, die im Campusalltag schon immer unerlässlich waren – Schreibwaren, Schokolade, Kondome –, vermag da kaum noch zu erstaunen. Wahre mütterliche Fürsorge denkt aber noch zwei Schritte weiter: An morgen, wenn die Studierenden von heute Absolventen sind – und plötzlich Visitenkartenetuis, Seidenkrawatten und Golfbälle benötigen. Und an übermorgen, wenn für die kommende Studentengeneration Babyshirts (Modell „Juniorprofessor“), Lätzchen und Badeenten (frisch promoviert mit Hut) gebraucht werden. Ach, Mutterliebe, du höchste, reinste, tiefste aller Lieben!

Auf der Suche nach ausgefallener Uni-Merchandise hat die JAM-Redaktion die Angebote der Hochschulen gesichtet, an denen aktuell Mitglieder und Alumni der Jungen Akademie forschen und lehren. Hier eine Auswahl der Ausbeute (im Uhrzeigersinn):

Schneekugel mit dem Hauptgebäude der Universität Bielefeld, 5 Euro

Plüschbär mit Shirt der Freien Universität Berlin, 12 Euro

Lätzchen, Johannes-Gutenberg-Universität Mainz, 4,80 Euro

3er-Pack Kondome, Johannes-Gutenberg-Universität Mainz, 4,80 Euro

Flip-Flops, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, 15 Euro



PREISE, AUSZEICHNUNGEN UND STIPENDIEN

DANIEL CHAPPELL | KARL-THOMAS-PREIS DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR ANÄSTHESIOLOGIE

Für seine Habilitationsschrift zur vaskulären Barriere hat Daniel Chappell im Jahr 2012 den Karl-Thomas-Preis bekommen. Die mit 2.500 Euro dotierte Auszeichnung wird jährlich für bedeutsame Arbeiten auf dem Gebiet der Anästhesiologie, Intensiv- und Notfallmedizin vergeben

SYLVIA CREMER | ANERKENNUNGSPREIS DES LANDES NIEDERÖSTERREICH

Im Oktober 2012 hat Sylvia Cremer für ihre Erforschung von Ameisenkolonien am Institute of Science and Technology Austria den Anerkennungspreis des Landes Niederösterreich bekommen. Sie darf sich über 4.000 Euro Preisgeld freuen.

SVEN DIEDERICHS | BINDER-INNOVATIONSPREIS DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR ZELLBIOLOGIE

Für die Entwicklung einer neuen Methode zur Genregulation in Krebszellen ist Sven Diederichs der Binder-Innovationspreis 2012 zuerkannt worden. Der mit 4.000 Euro dotierte Preis wird für Arbeiten an Zellkulturen vergeben.

KIRILL DMITRIEV | STARTING GRANT DES EUROPEAN RESEARCH COUNCIL

Mit den Starting Grants fördert der Europäische Forschungsrat herausragende Nachwuchsforscher über fünf Jahre mit 1,5 Millionen Euro, um ihnen den Aufbau selbstständiger Forschungsprojekte zu ermöglichen. Kirill Dmitriev bekommt die Förderung für seine Arbeit an dem Projekt „Language – Philology – Culture: Arab Cultural Semantics in Transition“, das die Rolle des Sprachbewusstseins in der arabischen Kulturgeschichte untersuchen und die bestehende Forschung über die arabische Sprache und Philologie vor allem in Hinblick auf semantische Veränderungen vertiefen soll.

RAFAELA HILLERBRAND | DELFT TECHNOLOGY FELLOWSHIP

Rafaela Hillerbrand hat sich mit Erfolg für das Delft Technology Fellowship beworben. Damit kann sie an der Faculty for Technology, Policy and Management der TU Delft, die mit dieser Fördermaßnahme den Anteil weiblicher Spitzenforscher erhöhen will, fünf Jahre lang in fester Anstellung ihr eigenes Forschungsprogramm aufbauen; anschließend besteht die Option auf eine Lebenszeitprofessur (Tenure Track).

GORDON KAMPE | STIPENDIUM KÜNSTLERDORF SCHÖPPINGEN

Das international ausgeschriebene sechsmonatige Aufenthalts- und Arbeitsstipendium für Künstler wird durch die Kunststiftung NRW finanziert. Gordon Kampe erhält es für den Zeitraum von Mai bis Oktober 2013 für seine Arbeiten im Bereich szenischer Musik und Kammermusik.

GORDON KAMPE | STIPENDIUM SWR-EXPERIMENTALSTUDIO FÜR AKUSTISCHE KUNST

Im Jahr 2014 wird Gordon Kampe für die Realisation eines neuen Werks im Rahmen des Arbeitsstipendiums für zwei Wochen im renommierten Freiburger Studio arbeiten und sich dort in erster Linie mit der Live-Elektronik beschäftigen.

MAGDALENA NOWICKA | STARTING GRANT DES EUROPEAN RESEARCH COUNCIL

Auch Magdalena Nowicka erhält einen der begehrten Starting Grants des Europäischen Forschungsrats. Für das Projekt „Transnational Transfer of Multicultural Habitus“, in dem sie den Einfluss der Migrationsströme zwischen Polen, Deutschland und Großbritannien auf die Werte und Einstellungen der polnischen Gesellschaft zu soziokultureller Diversität untersuchen wird, stehen ihr damit 1,35 Millionen Euro zur Verfügung.

ANGELIKA RIEMER | PROJEKTFÖRDERUNG DURCH HECTOR-STIFTUNG II

Zum Ankauf eines neuen Massenspektrometers hat Angelika Riemer 500.000 Euro von der Hector-Stiftung II eingeworben, die als Teil eines Firmenverbundes das Vermögen der Eheleute Hector gemeinnützigen Zwecken zuführt.

FABIAN THEIS | FÖRDERUNG ALS ASSOZIIERTE JUNIOR-GRUPPE DES BIOSYSNET

Das Bayerische Forschungsnetzwerk für Molekulare Biosysteme (BioSysNet) vernetzt und fördert Projekte mit dem Ziel, komplexe biologische Regulationssysteme besser zu verstehen, um neue diagnostische Verfahren und Therapieansätze zu entwickeln. Fabian Theis' Gruppe „Computergestützte Modellierung in der Biologie“ am Helmholtz-Zentrum München ist als assoziierte Junior-Gruppe ins Netzwerk aufgenommen worden und erhält bis zu 250.000 Euro Förderung.

JULIA TJUS | BERUFUNG W2-PROFESSUR, RUHR-UNIVERSITÄT BOCHUM

Julia Tjus wurde zum 1. Oktober 2012 auf die W2-Professur „Theoretische Physik, insbesondere Plasma-Astroteilchenphysik“ an der Ruhr-Universität Bochum berufen.

REBEKKA VOSS | KATZ CENTER FELLOWSHIP

Im Frühjahr 2014 kann Rebekka Voß im Rahmen eines Fellowship-Programms am Herbert D. Katz Center for Advanced Judaic Studies an der University of Pennsylvania forschen. Das Stipendium für ihr Projekt „Little Redheads Crossing the Sambatyon: A Popular Yiddish Motif in its Early Modern Cultural Expressions“ hat ein Volumen von 22.000 US-Dollar.

MUSIK UND IDENTITÄT

Eine interdisziplinäre Tagung der AG Klang(welten) in Paris zeigt die vielfältigen Bezüge zwischen Klang und kultureller Identität auf

TEXT WOLF GERHARD SCHMIDT/REDAKTION



Die deutsche Botschafterin Susanne Wasum-Rainer ...



... und Tagungsorganisator Wolf Gerhard Schmidt ...



... beim Konzertempfang im Pariser Palais Beaubarnais, der Residenz der Botschafterin, wo ...

Bis heute wirken Klang, Ton und Musik (national-)kulturell identitätsstiftend. Ein Beispiel dafür finde sich im französischen Chanson, der oft musikalisch interessanter sei als der deutsche Schlager: Diesen Standpunkt vertrat jedenfalls der Komponist Christian Bruhn bei der Abschlussdiskussion der Tagung der AG Klang(welten) vergangenen Oktober in Paris. Bruhns Kollege Philipp Maintz ergänzte, dass französische Komponisten auch im Bereich der E-Musik größeren Wert auf klanglichen „Oberflächenglanz“ legten. Kontrovers diskutiert wurde mit dem Auditorium indes über die Bedeutung der Tonalität für die Möglichkeit kollektiver Identitätsstiftung. Während Maintz Dur und Moll als musikalisches „Mittelhochdeutsch“ bezeichnete und für grundsätzlich überholt ansah, verwies Bruhn auf deren ungebrochene Aktualität und globale Dominanz, unterstützt durch einige Referenten, die etwa die naturakustische Privilegierung der Tonalität betonten (Fundierung in der Obertonreihe) – bis hin zu der von Sven Friedrich artikulierten Gegenthese, die Abkehr von Dur und Moll sei ein künstlerischer Irrweg gewesen.

Vorangegangen waren vier Tage, die unter dem Thema „Klang – Ton – Musik“ Theorien und Modelle (national-)kulturel-

ler Identitätsstiftung“ standen. Dass eine solche Identitätsstiftung insbesondere seit Beginn der Moderne stattgefunden hat, ist aus geistes- wie gesellschaftswissenschaftlicher Perspektive wiederholt thematisiert worden. Die Tagung der AG Klang(welten), konzipiert von Wolf Gerhard Schmidt und Sibylle Baumbach unter Mitwirkung der französischen Germanisten Jean-Francois Candoni (Rennes) und Stéphane Pesnel (Paris-Sorbonne), ging darüber hinaus: Sie zielte auf eine systematische, interdisziplinäre Synopse, die eine kritische Reflexion des in den Einzeldisziplinen Geleisteten beziehungsweise noch zu Leistenden einschließen und Anschlussstellen zwischen Forschungsbereichen ebenso wie zwischen Wissenschaft(stheorie) und Kunst(praxis) benennen sollte. Der Tagungsband wird – zweifach extern-anonymisiert begutachtet – 2015 erscheinen. In insgesamt sechs Sektionen ging es um kulturanthropologische Aspekte, ästhetische Parameter, intermediale Perspektiven, die modernehistorische Entwicklung der Identitätsstiftung sowie deren Bedeutung für die konkrete Kunstpraxis.

Die Themen der rund zwanzig Vorträge reichten von der mathematischen Berechnung des Konsonanzgrades per Auto-

korrelationsfunktion (Martin Ebeling) über Theorien und Modelle eines deutschen Klangs (Wolf Gerhard Schmidt) und Versuche, den klanglich-musikalischen Identitätsraum gegen fremde Einflüsse abzuschotten (Maurizio Giani), bis zur „klingenden Konstruktion zeitgenössischer schweizerischer Identitäten“ durch neue Volksmusik (Melanie Wald-Fuhrmann). Weiter standen Künstlergespräche auf dem Programm. So diskutierten unter anderem Ernst Osterkamp und Hansjörg Albrecht, Leiter des Münchner Bachchors, mit dem Plenum darüber, ob es (national-)kulturell präformierte Dirigierformen und Orchesterklänge gegeben habe oder gebe. Auch wenn man zu keiner einvernehmlichen Lösung gelangte, wurden entsprechende Tendenzen doch nicht vollständig in den Bereich kollektiver Mythenbildung verbannt.

Schließlich durften bei einer Tagung über Klang musikalische Darbietungen nicht fehlen. So spielte Hansjörg Albrecht nach Abschluss des ersten Konferenztages Orgelwerke von Philipp Maintz, Johann Sebastian Bach und Enjott Schneider. Am Abend darauf lud die Schirmherrin der Tagung, die deutsche Botschafterin Frau Dr. Susanne Wasum-Rainer, zu einem festlichen Konzertempfang, bei dem unter anderem der wissenschaftliche



... Muriel Ferraro (Sopran) und Alphonse Cemin (Klavier) Lieder von Richard Wagner interpretierten.

Austausch zwischen Deutschland und Frankreich thematisiert und angeregt wurde, mittelfristig auch in Paris eine „Junge Akademie“ zu etablieren. Das Symposium endete mit einer hochkarätig besetzten Konzertaufführung des „Tristan“. Die Frage, ob Wagners Werk die Tonalität tatsächlich auflöst oder ihr noch verhaftet bleibt und vielleicht gerade deshalb psychotisch wirkt, ließ sich

indes selbst nach der Aufführung im Foyer nicht einvernehmlich klären. Sie wird neu zu stellen sein auf der nächsten Tagung der AG Klang(welten) kommenden Oktober in Saas-Fee (Schweiz), die sich nicht von ungefähr dem Thema widmet: „Die Natur-Kultur-Grenze in Kunst und Wissenschaft: historische Entwicklung – interdisziplinäre Differenz – aktueller Forschungsstand“.



Originalität – nichts anderes als die geschickte Neukombination von Bekanntem?

AUF DEM WEG IN DIE POST-PLAGIAT-ÄRA?

Die Wissenschaft braucht originelle Ideen – ohne immer zu wissen, was genau das ist. Antworten suchte die AG Wieso SoWi?

TEXT EVELYN RUNGE UND MARC HELBLING | FOTO EVELYN RUNGE

Kaum ein die Wissenschaft betreffendes Thema hat die deutsche Öffentlichkeit in den vergangenen Jahren so stark beschäftigt wie die Plagiatsaffären von Politikern: des ehemaligen Verteidigungsministers Karl-Theodor zu Guttenberg, der FDP-Politiker Silvana Koch-Mehrin und Jorgo Chatzimakakis oder der früheren Bundesbildungsministerin Annette Schavan. Das Übernehmen ganzer Textstellen ist jedoch nur die plumpste Art, eigene Ideenlosigkeit zu verstecken. Es stellt sich die viel grundlegendere Frage, was überhaupt eine originelle Idee ist – nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch in der Literatur, dem Journalismus und der Kunst. Woran erkennt man ein Meisterwerk? Schreiben Journalisten tatsächlich immer gegenseitig ab? Werden in Romanen immer wieder alte Themen neu erzählt? Unter welchen strukturellen Bedingungen entsteht Originalität – in der einsamen Studierstube oder im Team? Warum streben wir einerseits nach ‚dem Neuen‘, sind aber gleichzeitig kaum fähig, es anzuerkennen, sondern geplagt von Neid, Missgunst und Konkurrenz? Oder kurz: „Was ist eine originelle Idee?“

Dieser Frage ging die AG Wieso SoWi am 24. Januar 2013 mit einer öffentlichen Abendveranstaltung in Berlin nach, zu der

etwa 100 Gäste kamen. Dabei kooperierte die Junge Akademie erstmals mit dem internationalen und interdisziplinären Berlin Institute for Cultural Inquiry (ICI). Als Impulsredner und Podiumsgäste geladen waren Thomas Rommel, Rektor des ECLA of Bard – Liberal Arts University in Berlin, Debora Weber-Wulff, Professorin für Medien und Informatik an der Hochschule für Technik und Wirtschaft Berlin, sowie der Politikwissenschaftler und Fantastikforscher Peter Seyferth von der Ludwig-Maximilians-Universität München. Debora Weber-Wulff beschäftigt sich seit mehr als zehn Jahren mit Plagiaten und E-Learning; sie ist auch aktiv in den GuttenPlag- und VroniPlag-Wikis. Ein Plagiat, so definierte sie, erwecke den Anschein eigenen Schaffens und unterlasse geeignete Quellenhinweise bei der Darstellung des Gedankengangs eines anderen. Komplettplagiate entstehen durch Copy and Paste, gemischte Plagiate durch Shake and Paste. „Halbsatzflickerei ist keine originelle Forschung“, stellte sie klar. Selbst wurde sie auch schon plagiiert: Ein Kapitel von ihr wurde übernommen – das sich mit Plagiaten beschäftigte.

„Der Rekurs im Rekurs ist die Reinform der Postmoderne“, sagte Thomas Rommel. Als Beispiel zitierte er aus „Wenn ein

Reisender in einer Winternacht“ von Italo Calvino. In dem 1979 erschienenen Buch sucht der Leser das Original des Romans – und findet Fälschungen. Calvino lässt sich als Metaroman lesen, als Literatur, die auf andere Literatur anspielt und auf das Verhältnis von Autor und Leser, von Original und Kopie. Rommel fragte: „Mindert das den Charme von Calvino?“ Jeder stehe auf den Schultern von Riesen, von Menschen, die durch ähnliche Gedanken berühmt geworden sind. Die Fiktion der Kreativität stamme aus der Romantik und dem Glauben an Inspiration und Geistesblitze. Rommels Thesen zum Stellenwert des Normbruchs und seine Fragen „Warum glauben wir an Originalität? Warum lieben wir diesen Mythos?“ begleiteten die Diskussion, an der sich auch das Publikum rege beteiligte.

Peter Seyferth vertrat die Meinung, dass es keine andere Originalität gebe als jene, die gemeinschaftlich hergestellt wurde. Anhand von Beispielen aus der Fantasy-Literatur unterstrich er, dass ein Werk, um als originell zu gelten, überraschend sein und verstanden werden muss: Es entstehe durch „geschickte Neukombination von Bekanntem“.



KOMMENTAR

Personalstruktur und Forschungsdienlichkeit des Universitätssystems

TEXT CORNELIS MENKE



Unbefristete, finanziell gut gepolsterte Lehrstühle sind umkämpft. Der Wettbewerb nützt aber nicht unbedingt der Forschung, wie das deutsche System zeigt.

In den „Untersuchungen zur Lage der deutschen Hochschullehrer“ vertrat Helmuth Plessner 1956 die These, die akademische Laufbahn an deutschen Universitäten sei „dem modernen Forschungstyp förderlich, ja ... spezifisch angepasst“. Die lange Unsicherheit – der „Wagnischarakter der akademischen Laufbahn“ – veranlasse den jungen Forscher zu einem forschungsdienlichen Verhalten: nämlich entweder, als Schüler eines Ordinarius, der Fortentwicklung eines Fachs oder einer Schule zu dienen, oder aber eigenständig den Versuch zu wagen, ein neues Fach zu etablieren. Die Forschungsdienlichkeit

dieses Systems lasse sich nicht bestreiten, indem etwa auf die „Sicherheitsbedürfnisse jugendlicher Familienväter in akademischen Anfangsstellungen“ verwiesen werde; die Unsicherheit müsse um der Wissenschaft willen in Kauf genommen werden.

Die Sicherheitsbedürfnisse jugendlicher Familienväter sollen hier nicht thematisiert werden. Dieser Punkt hat sich weitgehend erledigt: Weniger als ein Viertel der Wissenschaftler (und Wissenschaftlerinnen) in „akademischen Anfangsstellungen“ an deutschen Universitäten hat

heute Kinder. Die Frage der Forschungsdienlichkeit stellt sich allerdings unabhängig davon.

Bei genauerem Hinsehen ist gar nicht so klar, worin genau nach Plessner die besondere Forschungsdienlichkeit des Systems besteht. Etablierte Forschungsfelder weiterzuführen und neue zu erkunden ist jeweils für sich fraglos wertvoll; wenn aber dies die Pointe Plessners hätte sein sollen, wäre wenig mehr gesagt, als dass *überhaupt zu forschen* – auf alten oder neuen Feldern – gut für die Forschung sei; diese Aussage wäre banal. Die Pointe muss eine andere

sein: nämlich die, dass die dem System eigene Unsicherheit wenigstens *einige* dazu bringe, neue Wege einzuschlagen, um so der Konkurrenz mit denjenigen auszuweichen, die in schon etablierten Forschungsgebieten arbeiten.

Diese Funktion kommt derjenigen der Forschung nahe, die gegenwärtig als „im positiven Sinne risikoreiche“ Forschung durch zahlreiche Formate gefördert wird. Dass eigene Formate notwendig erscheinen, spricht freilich dafür, dass risikoreiche Forschung nicht nur als förderungswürdig gilt, sondern auch als förderungsbedürftig – kurz: dass das akademische System diese Funktion nicht mehr in der von Plessner skizzierten Weise erfüllt.

Am fehlenden Wagnischarakter liegt dies nicht. An deutschen Universitäten standen im Jahr 2010 laut Statistischem Bundesamt 21 Tsd. Professuren (ohne Juniorprofessuren) 157 Tsd. weitere Wissenschaftler gegenüber – Assistenten, Dozenten, Mitarbeiter sowie Lehrkräfte für besondere Aufgaben, die zum größten Teil befristet beschäftigt sind; hinzu kommen noch einmal 27 Tsd. Lehrbeauftragte. Auch wenn sich die genauen Zahlen von Fach zu Fach unterscheiden, lässt sich sagen, dass die akademische Laufbahn kompetitiv ist.

Die Schwierigkeit liegt eher darin, dass die Entscheidung zu „risikoreicher“ Forschung die Perspektiven einer akademischen Laufbahn gegenwärtig nicht notwendig befördert. Denn anders als früher expandiert das System nicht mehr. Die Expansion – das Einrichten neuer Professuren insbesondere auch für neue

Forschungsfelder – war aber ein wesentlicher Bestandteil für die Forschungsdienlichkeit des traditionellen deutschen Universitätssystems.

Professuren werden meist nicht neu eingerichtet, sie werden wiederbesetzt. Da Stellen nicht für Forscher geschaffen werden, sondern Forscher sich auf ausgeschriebene Stellen bewerben, wäre es aus deren Sicht töricht, die eigenen Chancen bewusst zu verringern, indem man als Schwerpunkt der eigenen Forschungen ein Feld wählt, dessen Perspektiven unklar sind. Im Gegenteil: Es ist klug, ein Forschungsprofil zu entwickeln, das klassische Bereiche wenigstens mit abdeckt, und ein Arbeitsgebiet zu wählen, das für möglichst viele potenzielle Stellen einschlägig ist. Bei Plessner ist es eben nicht die Neugierde, sondern gerade die Risikoscheu, die einzelne zu innovativen Forschungen antreibt (was Neugierde freilich nicht ausschließt) – unter den veränderten Bedingungen heute kann Risikoscheu aber auch den gegenteiligen Effekt haben.

Wie sich innovative Forschung besser fördern ließe, zeigt das Universitätssystem der Vereinigten Staaten. Der Wagnischarakter der akademischen Laufbahn dort gleicht dem deutschen: Das System ist ebenfalls kompetitiv, und die Entscheidung über eine Festanstellung (tenure) fällt ebenso, verglichen etwa mit akademischen Karrieren in England oder Frankreich, spät. Dennoch scheint es vielfach offener gegenüber neuen Forschungsrichtungen zu sein als das deutsche. Einen Teil der Erklärung könnte man der in den Vereinigten Staaten häufigen Praxis der „offenen“ Ausschreibungen sehen:

Ausschreibungen von Professuren, die nicht allein die genaue Art der Professur (assistant, associate oder full professor), sondern auch das Forschungsfeld offenlassen.

Neben Ausschreibungen in den Vereinigten Staaten lesen sich diejenigen deutscher Universitäten teils wie Steckbriefe: Sie spezifizieren die Gehaltsstufe und das Forschungsgebiet, oft aber darüber hinaus auch besondere Ausrichtungen, die sich etwa aus vorhandenen beziehungsweise geplanten Forschungs Kooperationen oder besonderen Studiengängen ergeben. Schon diese spezifischen Anforderungen machen deutlich, dass sich die Praxis offener Ausschreibungen nicht leicht übernehmen ließe. Ein weiterer Grund ist die Stellenstruktur deutscher Universitäten. An amerikanischen Universitäten zählen mehr als vier Fünftel des Personals zur „Faculty“ und sind mithin Professoren. In Deutschland verhält es sich fast genau umgekehrt: Weniger als ein Fünftel des Kernpersonals bekleiden dort Professuren. Hat man aber an einem Institut (einer Abteilung, einem Seminar) wenige Professuren und viele Mitarbeiter, die zu einem großen Teil auf den durch die Professuren bestimmten Feldern arbeiten, reißt eine vakante Professur eine Lücke, die gefüllt werden muss. Auch dies steht einer offenen Ausschreibung im Wege.

Sich der Personalstruktur amerikanischer Universitäten mit einerseits vielen Professuren und andererseits weniger abhängigen Mitarbeitern anzunähern, würde es Universitäten in Deutschland ermöglichen, leichter neue – „risikoreiche“ – Forschungsfelder aufzunehmen. Dies wäre forschungsdienlich. 

TERMINE 2013

2013 – Rückblick

19. Januar **Salon Sophie Charlotte: „Die Wissenschaft und die Liebe“**
 „Wissenschaftler lieben“ und „Hertzkammer“ heißen die zwei Beiträge der Jungen Akademie zum Salon. Für den ersten haben einige Mitglieder ihre Kollegen und Alumni aus der Jungen Akademie befragt, wie viel sie reisen, um Wissenschaft und Liebe zu verbinden, und was sie dabei empfinden. Für den zweiten haben sich Christian Hartard, Kunsttheoretiker, Gordon Kampe, Musikwissenschaftler, und Evelyn Runge, Politikwissenschaftlerin, mit dem Herz – das Organ und Symbol zugleich ist, für Leben, Liebe und Schmerz steht – sowie mit dessen Klang beschäftigt. Gastgeberin des Salons war Evelyn Runge.
Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Berlin

24. Januar **„Was ist eine originelle Idee?“**
 Workshop der AG Wieso SoWi? - siehe Bericht Seite 33.
ICI Kulturlabor Berlin

7. bis 9. März **Frühjahrsplenium der Jungen Akademie**
Göttingen

18. bis 20. März **„Socio-Ecological Novelty. Frontiers in Sustainability Research“**
 Interdisziplinäres Symposium, veranstaltet in Kooperation mit der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina e. V., der Global Young Academy, der South African Young Academy of Sciences und der Academy of Science of South Africa.
Berlin

2013 – Ausblick

15. Juni **Festveranstaltung**
Berlin

16. Juni **Sommerplenium**
Berlin

20. bis 22. September **Herbstplenium**
Halle

9. bis 13. Oktober **„Die Natur-Kultur-Grenze in Kunst und Wissenschaft: historische Entwicklung – interdisziplinäre Differenz – aktueller Forschungsstand“**
 Interdisziplinäre Tagung der AG Klang(welten)
Saas-Fee (Schweiz)

PUBLIKATIONEN 2012/2013



INFOBROSCHÜRE DIE JUNGE AKADEMIE

Was ist und was macht eigentlich die Junge Akademie? Wie wird man Mitglied und was bedeutet das? Die Broschüre informiert über Ziele und Aufgaben, Organisation und Mitgliedschaft, thematische Schwerpunkte und Projekte der Jungen Akademie. Sie kann kostenlos über die Geschäftsstelle bezogen werden.

Herausgeber
Die Junge Akademie
Berlin, 2013



UNIGESTALTEN IDEEN FÜR DIE HOCHSCHULE VON MORGEN

Gesamtdokumentation des Ideenwettbewerbs „UniGestalten“, den die Junge Akademie zusammen mit dem Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft veranstaltet hat. Dieser Band sowie zwei thematische Auskopplungen können unter www.unigestalten.de kostenlos heruntergeladen werden.

Herausgeber
Die Junge Akademie mit dem
Stifterverband für die Deutsche
Wissenschaft
Berlin, 2012



KARL RICHARD LEPSIUS DER BEGRÜNDER DER DEUTSCHEN ÄGYPTOLOGIE

Lepsius gilt als Begründer der deutschsprachigen Ägyptologie. Wie sein Schaffen das Fach auch weltweit etablierte, veranschaulicht dieser Band. Führende Vertreter der heutigen Forschung würdigen Lepsius' Leistungen für die Schriftentzifferung, für Religions- und Geschichtswissenschaft sowie für Archäologie und Museumsarbeit.

Herausgeber
Verena M. Lepper und
Ingelore Hafemann

Verlag
Kulturverlag Kadmos
Berlin, 2012



FORSCHUNG IN DER PAPYRUSSAMMLUNG EINE FESTSCHRIFT FÜR DAS NEUE MUSEUM

Die Papyrussammlung der Staatlichen Museen zu Berlin umfasst rund 60.000 Papyri und Handschriften. Zum Beginn einer neuen Reihe präsentiert dieser Band Texte der wichtigsten Sprach- und Schriftgruppen der Sammlung im wissenschaftlichen Diskurs und verschafft so einen Überblick über die aktuelle Forschung.

Herausgeber
Verena M. Lepper

Verlag
Akademie Verlag
Berlin, 2012



MAX MOHR (1891–1937) KORRESPONDENZEN

Max Mohr (1891–1937) ist heute vergessen. Er war Arzt und als Literat vor allem mit seinem dramatischen Werk sehr erfolgreich. Als Jude musste er 1934 nach Shanghai fliehen. Der erhaltene Briefwechsel belegt Mohrs intellektuellen Austausch mit zeitgenössischen Größen der künstlerischen Szene.

Herausgeber
Florian Steger

Verlag
Universitätsverlag Winter
Heidelberg, 2013

ZUSAMMENARBEIT ÜBER GRENZEN HINWEG

Als älteste ihrer Art wurde die Junge Akademie zum Vorbild für ähnliche Einrichtungen, mit denen sie heute bei zahlreichen Projekten kooperiert

TEXT ULRICH PONTES

Macht es wirklich Sinn, jüngere Wissenschaftler, die noch an ihrem Renommee als Forscher basteln und oft erst auf eine dauerhafte Anstellung hinarbeiten, zu zusätzlichem Engagement zu verführen und somit letztlich von ihrer eigentlichen Arbeit abzuhalten? Erweist man ihnen damit, allen guten Absichten zum Trotz, nicht möglicherweise einen Bärenienst? Diese Frage taucht immer wieder auf, wenn diskutiert wird, ob eine Einrichtung wie die Junge Akademie eigentlich eine gute Idee ist. So brachte auch der Religionswissenschaftler Guy Stroumsa diese Frage 2011 nach Berlin mit, wie sich Cornelis Menke erinnert, der amtierende Sprecher der Jungen Akademie. Stroumsa, Emeritus der Universität Jerusalem und Mitglied der Israelischen Akademie der Wissenschaften, traf sich mit JA-Vertretern, um sich von deren Erfahrungen berichten zu lassen. Denn auch die israelische Akademie plante, eine der Jungen Akademie vergleichbare Institution für jüngere Forscher zu schaffen. „Natürlich stimmt es einerseits: Die Zeit, die jemand für die Junge Akademie aufwendet, kann er nicht im Labor stehen“, sagt Menke. Aber andererseits zeige sich immer wieder: Neben allem Engagement an der Schnittstelle von Wissenschaft und Gesellschaft eröffne die Junge Akademie ihren Mitgliedern auch immer neue Möglichkeiten in der Forschung selbst. „Die fünf Jahre in der Jungen Akademie schaden der Karriere nicht“, ist Menke sich sicher: „Sie ermöglichen Begegnungen, wissenschaftliche Projekte und nicht zuletzt Freundschaften, die ohne sie nie zustande gekommen wären.“

Offenbar hat sich auch Stroumsa von den Vorteilen überzeugen lassen: Noch 2012 nahm die Young Israel Academy of Sciences and Humanities mit zunächst 26 Mitgliedern ihre Tätigkeit auf. Typisch ist dieser Fall nicht nur wegen der zitierten Bedenken, sondern auch insofern, als potenzielle Gründer von Akademien für den wissenschaftlichen Nachwuchs in aller Regel Rat bei der

deutschen Jungen Akademie suchen. Denn diese war die erste ihrer Art, als sie im Jahr 2000 von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und der Leopoldina ins Leben gerufen wurde – und erarbeitete sich binnen weniger Jahre im In- und Ausland den Ruf eines Erfolgsmodells.

Einrichtungen ähnlichen Zuschnitts entstanden beispielsweise in den Niederlanden (2005), Schweden (2011) und Polen (2012), aber auch in außereuropäischen Ländern wie Sudan (2007) oder Malaysia (2012). Die 2011 gegründete schottische Junge Akademie fällt etwas aus dem Rahmen, weil sie nicht nur Wissenschaftlern offensteht, sondern etwa auch junge Spitzenbeamte und Unternehmer aufnimmt; in Ländern wie Österreich und Russland existieren ebenfalls Zusammenschlüsse junger Wissenschaftler, die allerdings stärker in die Strukturen der traditionellen Wissenschaftsakademien integriert sind. Insgesamt gibt es mittlerweile gut 20 junge Akademien und Gründungsinitiativen weltweit. Sie sollen in künftigen Ausgaben des Junge Akademie Magazins in loser Folge vorgestellt werden.

Hinzu kommt, als transnationales Äquivalent, seit 2010 die Global Young Academy (GYA; siehe auch den Bericht in JAM 14 (2012), S. 34). Sie ist kein Dachverband, sondern ebenfalls eine nach dem Vorbild der deutschen und anderer junger Akademien entstandene Mitgliederorganisation. Von deutscher Seite war das frühere JA-Vorstandsmitglied Tilman Brück als Gründungsmitglied an der Entstehung der Global Young Academy beteiligt; er berichtete darüber unter anderem im Wissenschaftsmagazin „Science“ (Vol. 328 (2010), S. 17). Die GYA-Geschäftsstelle befindet sich auf demselben Flur wie die der Jungen Akademie: in den Räumlichkeiten der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften am Gendarmenmarkt.

Die Rahmenbedingungen unterscheiden sich freilich etwas: Bis zu 200 Mitglieder soll die GYA aufnehmen, die geografischen

Entfernungen sind größer, die Treffen entsprechend seltener. Durch die bunte Mischung – derzeit sind 55 Nationen vertreten – kommt der GYA eine Brückenfunktion zwischen Industrie- und Entwicklungsländern zu. Darüber hinaus sieht sie sich als Katalysator für die Gründung nationaler junger Akademien in weiteren Ländern.

Diese Bewegung hin zu neuen jungen Akademien, entstanden unter maßgeblicher Beteiligung der Jungen Akademie, ist aber kein Selbstzweck. Im Mittelpunkt stehen überall die inhaltlichen Anliegen: die Wissenschaft zu stärken, insbesondere die interdisziplinäre Zusammenarbeit; einen lebendigen Dialog zwischen Wissenschaft und Gesellschaft voranzutreiben sowie eine Stimme zu schaffen, die die Anliegen der nachwachsenden Forschergeneration vernehmlich in den wissenschaftspolitischen Diskurs einbringt – zum Vorteil der Wissenschaft als Ganzer und letztlich der Gesellschaft.

Groß geschrieben wird dabei die inhaltliche Zusammenarbeit über Grenzen hinweg. Drei Beispiele: Im Rahmen des Deutsch-Südafrikanischen Jahres der Wissenschaft luden die South African Young Academy of Sciences und die Junge Akademie zusammen mit ihren Trägerakademien und der GYA zu einem interdisziplinären Symposium über Nachhaltigkeitsforschung

im März in Berlin; ein Tagungsband ist in Vorbereitung. Ebenso aktuell ist der disziplinenübergreifende Fotowettbewerb „Visions and Images of Fascination“, ein niederländisch-russisch-schottisch-schwedisch-deutsches Gemeinschaftsprojekt. Und im andauernden Tauziehen um die mittelfristige Finanzplanung der EU erhoben die schwedische, dänische, niederländische und deutsche Junge Akademie gemeinsam ihre Stimme, um zu verhindern, dass der Europäische Forschungsrat ERC Gegenstand der Sparbestrebungen wird: „Die jungen europäischen Wissenschaftler betonen, dass der ERC dem wissenschaftlichen Nachwuchs in der EU bislang nie dagewesene Chancen eröffnet habe“, heißt es in einer gemeinsamen Stellungnahme vom 12. November 2012.

Die Beispiele zeigen: Ganz neue Chancen für Nachwuchswissenschaftler – nämlich sich zu vernetzen, innovative Formate auszuprobieren und auch auf internationaler politischer Ebene Einfluss zu nehmen – eröffnet auch die noch junge internationale Bewegung junger Akademien. So äußert sich Cornelis Menke erfreut darüber, wie eng die Kontakte zu den anderen jungen Akademien in der relativ kurzen Zeit des Miteinanders schon geworden sind, und blickt erwartungsvoll in die Zukunft: „Wir sind sehr gespannt, was wir noch gemeinsam anstoßen werden!“



FOTO: NATIONALE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN LEOPOLDINA

Kontinentübergreifendes Treffen: Teilnehmer des Symposiums „Socio-Ecological Novelty – Frontiers in Sustainability Research“ im März in Berlin

WAS MACHT EIGENTLICH ... HILDEGARD WESTPHAL?

Es gibt ein Leben nach der Jungen Akademie – deshalb kommen an dieser Stelle Ehemalige zu Wort

1. Ist Freude für deine Arbeit wichtig? Sollte sie es sein?

Ohne Freude keine Kreativität – ohne Kreativität nur Routine und keine gute Wissenschaft.

2. Was an deiner Arbeit macht dir Freude?

Ideen haben, die Verwirklichung von Ideen möglich machen, Leute mit Lust an Wissenschaft zusammenbringen.

3. Was war der größte Erfolg der Menschheit?

Einführung von Arbeitsteilung und Mechanisierung, die erst die Lebensweise eines Wissenschaftlers möglich gemacht haben.

4. Wenn du morgen stürbest, auf was von dem, was du erreicht hast, wärest du stolz?

Auf meine Kinder, und dass sie ihren eigenen Kopf und ihre Überzeugungen haben.

5. Was von dem, was du erforschst, ist relevant für die Menschheit?

Das wird die Zeit zeigen.

6. Was rätst du einem Doktoranden?

Genieße die Doktorarbeit, so viel unabgelenkte Zeit für Wissenschaft hast du nie wieder!

7. Was rätst du einem Professor?

Genieße die Arbeit mit diesen wunderbaren Studenten, die dich mit neuen Ideen überraschen!

8. Was war der größte Fehler der Menschheit?

Immer noch Buzzwords hinterherzulaufen, insbesondere in der Wissenschaft, wo doch Widerspruch eine Tugend sein sollte.

9. Was braucht das deutsche Wissenschaftssystem?

Raum zum Denken – siehe Preisfrage 2008.

10. Sollte man die Universitäten abschaffen?

Natürlich nicht! Man sollte sie stärken und von Zwängen befreien.

11. Was hat deine Universitäts- bzw. Forschungskarriere mit dir gemacht?



ZUR PERSON

Hildegard Westphal, Jahrgang 1968, war von 2005 bis 2010 Mitglied der Jungen Akademie. Mittlerweile ist sie Direktorin des Leibniz-Zentrums für Marine Tropenökologie und Professorin für die Geologie der Tropen an der Universität Bremen. Sie liebt nach wie vor das Arbeiten in warmen Gegenden unseres Planeten.

Sie hat mir die Chance gegeben, in Freiheit zu denken, vieles aus verschiedensten Blickwinkeln zu sehen. Was für ein Privileg!

12. Was hat die Junge Akademie mit dir gemacht?

Sie hat mir Raum zum Denken geschenkt – und viele wunderbare Freundschaften und überraschende Zusammenarbeiten, die mich bis heute bereichern.

13. Hast du etwas zu sagen?

Psst.

14. Was sind deine letzten Worte?

Na, für die hab ich hoffentlich noch etwas Zeit – so lange ist die Mitgliedschaft in der Jungen Akademie auch noch nicht her ... 🌸

JUNGE AKADEMIE MAGAZIN

Das Junge Akademie Magazin wird von Mitgliedern der Jungen Akademie konzipiert. Es bietet Einblicke in Projekte und Veranstaltungen der Jungen Akademie, berichtet über Mitglieder und Publikationen und mischt sich in aktuelle wissenschaftliche und wissenschaftspolitische Debatten ein.



Die Junge Akademie

an der Berlin-Brandenburgischen
Akademie der Wissenschaften und der
Deutschen Akademie der Naturforscher
Leopoldina

Geschäftsstelle

Die Junge Akademie
Jägerstraße 22/23
10117 Berlin

Telefon (030) 2 03 70-6 50

Fax (030) 2 03 70-6 80

E-Mail office@diejungeakademie.de

Internet www.diejungeakademie.de